

Zeitschrift: ZS : Zürcher Studierendenzzeitung
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 98 (2019)
Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

UL 166: Nr. 6 (2019)

ZS

Zürcher Studierendenzzeitung 6/19



Es ist noch ein langer Weg

Queere Studierende erheben ihre Stimmen



Zentralbibliothek Zürich
Abteilung E-Medien/Periodika
Zähringerplatz 8
80000 Zürich

Post CH AG
AZB 8001 Zürich

Bessere Tests
VSETH-Präsi will
mehr Qualität

Filme aus Island
Hype erreicht
die Schweiz

Antisemitismus
Dunkles Kapitel
der Uni Zürich

13'000 Sextoys und Dessous

15% Rabatt
Gutscheincode: Stu15

Sie erhalten 15% Rabatt auf das ganze Amorana Sortiment.
Gültig bis am 24.12.2019. Nicht kumulierbar. Kein Barwert.
1 Gutschein pro Person.

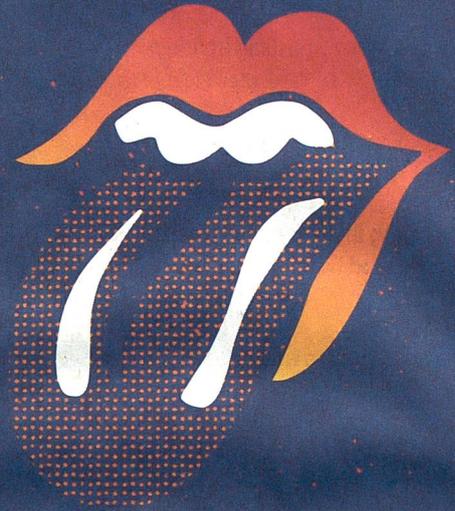
Ob Zeitungsartikel, Kurzgeschichte, Seminararbeit oder Bewerbungsschreiben:
Die Korrektorin der ZS prüft auch deine Texte.

Unverbindliches Angebot über:
korrektorin@medienverein.ch



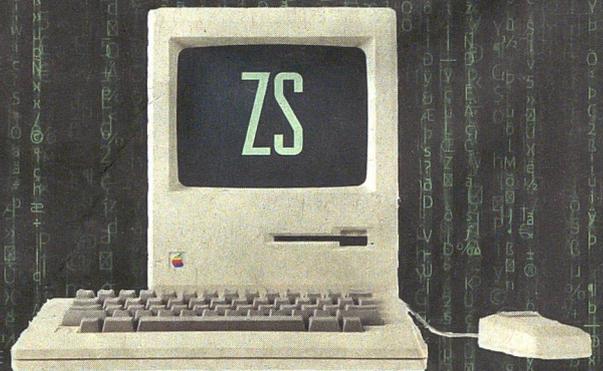
Why should I study Linguistics?

Master of Arts
Linguistics



www.linguistics-ma.uzh.ch

Bald 100 Jahre alt,
aber immer noch frisch
im Netz: die ZS.



www.zs-online.ch

News

4–5 Als Antisemitismus an der Uni verbreitet war
Diss hat dunkles Kapitel aufgearbeitet

6 Hüpfender Weltraumroboter
ETH-Team entwickelt Roboter SpaceBok

7 Stübli ohne Studis
Kaum jemand sitzt im «VSUZH Stübli»

8 «Die psychische Belastung ist hoch»
Interview mit VSETH-Präsi Thierry Hörmann

9 Von der Kunst des Streitens
Besuch beim Debattierclub der ETH

10 Alleingang in der Literaturwissenschaft
Nicht alle sind beim neuen Master dabei

11 Grosse Pläne
ETH-Studis wollen in Äthiopien helfen

Thema

16–17 Regenbogenfahnen reichen nicht
Queere Vereine üben Kritik an Uni und ETH

18–19 «Trans- und Homophobie sind präsent»
Was queere Studis von Uni und ETH halten

20–21 Noch nicht entstigmatisiert
Queere Geschichte an den Hochschulen

Kultur

22 Weihnachtszauber im Museum
Das Illuminarium beim Landesmuseum

23 Mit Theater gegen Kapitalismus
Buchmann & Horst übt Systemkritik

24–25 Faszinierende Düsternis
Isländische Filme in Schweizer Kinos

28 Rave ohne Drogen
Lesen am Silent Reading Rave

29 Feminismus in Gottes Namen
Biografie über erste Schweizer Pfarrerin

30–31 «Wir sind wie du»
Baba Shrimps schreiben Lied mit Stiftung

6 It's a Match
12 Clusterfuck **12** Impressum
13 Senf der Redaktion
26 Amore **26–27** Kulturspalten

Hochschulen für alle — Die Universitäten wollen eine Bastion der Lehre und Forschung sein. Sie bieten den Studierenden unzählige Möglichkeiten, ihren Interessen nachzugehen – und das in einem möglichst friedlichen und inklusiven Umfeld. Dass besonders Letzteres nicht auf gewisse Personen aus der LGBTIQ*-Community zutrifft, ist schlicht erbärmlich.

Queere Personen, insbesondere trans und nonbinäre Personen, müssen immer noch um Anerkennung und gegen Diskriminierung kämpfen. Um auch an den Hochschulen Gehör zu finden, sind an der Uni und ETH Zürich drei Vereine entstanden. Wir haben mit ihren Vorstandsmitgliedern gesprochen (S. 16). Dazu wollten wir wissen, was Betroffene von ihrer Hochschule erwarten und was sie in ihrem Studium bisher erlebt haben (S. 18). Die LGBTIQ*-Community pocht schon lange auf ihre Rechte. Eine Chronologie von bisher Erreichtem und Nicht-Erreichtem listet Meilensteine an den Hochschulen auf (S. 20).

Diese Ausgabe ist zugleich die letzte für Redaktor Robin Bisping. Vor seinem unermüdlichen Einsatz ziehen wir unsere Hüte. Ohne ihn wäre die ZS nicht so gut und gross, wie sie ist. Danke für alles, rob! Nun wünschen wir eine angenehme Lektüre. Amore!

Für die Redaktion

Jonathan Progin und Noemi Ehrat



Als Antisemitismus an der Uni verbreitet war

Eine Dissertation hat die Diskriminierung von Jüd*innen an der Uni Zürich aufgearbeitet. Mit der Finanzierung der Arbeit tat sich die Uni schwer.

Jessica Lang



Bild: © Universitätsarchiv Zürich

Dieser Fackelumzug zum 100-jährigen Jubiläum der Uni 1933 ist auf dem Cover von Silvia Bolligers Dissertation abgedruckt.

Mit Antisemitismus verbinden viele unsere Nachbarländer «ännet de Grenze». Doch wie diverse historische Aufarbeitungen zeigen, machte das faschistische und nationalsozialistische Gedankengut auch vor der Schweiz nicht Halt. Nun hat die Historikerin und ehemalige Leiterin des

Uni-Archivs Silvia Bolliger in ihrer Dissertation die Haltung der Uni gegenüber den migrierten Studierenden in der Zwischenkriegszeit untersucht. Dabei stellte sie «leicht antisemitische Tendenzen» fest.

Die Schweiz wies bereits im 19. Jahrhundert ein dichtes Netz von Unis auf.

Nur: Es gab schlicht nicht genügend inländische Studierende. Deshalb wurden die Zulassungsbedingungen für gewisse Fächer gelockert. Ausländische Studierende schrieben sich vor allem an die medizinische und die rechtswissenschaftliche Fakultät ein. Auch Jüd*innen aus

Deutschland, Polen und den USA kamen nach Zürich, um an der hiesigen Uni zu studieren. In den 1930er-Jahren kehrte sich die Uni dann aus Angst vor «Überfremdung» wieder von ihrer Politik der internationalen Anwerbung ab.

Numerus clausus gegen Jüd*innen

Der erste Schritt in Richtung offensichtlicher Fremdenfeindlichkeit erfolgte im Frühlingsemester 1933, als die Kanzlei der Universität erstmals die Konfession der Erstsemestrigen festhielt. Zuerst tat sie dies nur mit Bleistift, kurz darauf nahm sie die Angabe aber als festen Bestandteil im Immatrikulationsformular auf. Daneben bestanden weitere Diskriminierungen: Ausländische Studierende mussten über genügend Vermögen verfügen; gleichzeitig durften sie keiner Erwerbstätigkeit nachgehen. Gegen Jüd*innen richteten sich sogar noch weitere Verschärfungen: Die medizinische Fakultät führte angeblich aus Platzgründen einen Numerus clausus ein – de facto richtete er sich aber gegen Jüd*innen aus den USA. Dies, weil dort besonders viele Nachkommen von osteuropäischen Jüd*innen lebten.

Trotzdem wurden Immatrikulationen weiter bewilligt – allerdings nicht aus humanitärer Überzeugung, erklärt Bolliger: «Es gab schon Einzelfälle. Professor*innen, die jüdischen Bekannten einen Forschungsaufenthalt organisierten und sie so vor der Willkür der Nationalsozialisten schützten.» Solche Taten stellten allerdings Ausnahmen dar: «Die Universitätsleitung wie auch die Profs waren mehrheitlich rechts eingestellt, die ganze Schweiz war dazumal sehr konservativ.»

Die ETH bezog politisch eher eine linke Position – obwohl sie dem Bund näher stand als die vom Kanton finanzierte Uni. Michel Plancherel, der damalige Rektor der ETH, hat sich der «Abschiebung» von Studierenden klar widersetzt. Obwohl die Uni der Fremdenpolizei zumeist diskussionslos Folge leistete, empfand auch der damalige Rektor Fritz Fleiner diese Massnahme als zu rigoros.

Nationalistische Studentenschaft

Die Diffamierung von jüdischen Studierenden ging jedoch über bürokratische Probleme und Scherereien mit der Fremdenpolizei hinaus. Auch ihr Alltag an

der Uni war davon geprägt. Obwohl zum Umgang der Studierenden untereinander wenige Dokumente vorhanden sind, weiss Bolliger von individuellem Einstehen für jüdische Kommiliton*innen zu berichten. Daneben wurden aber auch andere Töne angeschlagen: «Die damalige offizielle Studentenschaft, die SUZ, war ganz klar nationalistisch geprägt», sagt Bolliger. Auch wenn die SUZ-Gremien offenen Antisemitismus nicht tolerierten, waren jüdische Schweizer*innen auf den Schutz von nicht-jüdischen Mitstudierenden angewiesen.

Verbale Attacken und kleine Tötlichkeiten

Nebst der SUZ gab es diverse weitere studentische Gruppierungen, die auf dem gesamten politischen Spektrum verortet werden können. So schaut auch diese Zeitung auf ein unrühmliches Stück faschistischer Geschichte zurück (aufgearbeitet in Ausgabe 4/18). Da der «Zürcher Student» als Sprachrohr der gesamten

«Keine Gruppierung setzte sich öffentlich für Jüd*innen ein.»

Silvia Bolliger, Historikerin

Studierendenschaft verstanden wurde, regte sich sehr schnell Widerstand gegen ihren faschistischen Einschlag. Die Marxistischen Studierenden veröffentlichten als Reaktion darauf mit «Der rote Student» eine eigene Zeitschrift. Diese Spannungen beschränkten sich aber auf polemische, ideologische Provokationen. «Ich wüsste von keiner Gruppierung, die sich öffentlich für jüdische Studierende eingesetzt hat», so Bolliger. Gleichzeitig gab es aber auch keine Hetzereien: «Es blieb meist bei verbalen Attacken und kleinen Tötlichkeiten. So störten Studierende der rechtsgerichteten Erneuerungsbewegung die sozialistischen Gruppierungen beim Verteilen von Flugblättern.» Es scheint also, dass bei den Studierenden ideologische Auseinandersetzungen fast mehr Raum einnahmen als Diskussionen über humanistische Werte und das politische Geschehen weltweit.

«Überrascht hat mich auch, wie verbreitet nationalsozialistisches und faschistisches Gedankengut an der Uni war», sagt Bolliger über die Ergebnisse ihrer Dissertation. Mit der zeitaufwändigen Sichtung von zahlreichen Protokollen und Dokumenten brachte sie Licht in ein dunkles, bis anhin unerforschtes Kapitel der Universität Zürich.

Eine Frage der Finanzierung

Die Uni selbst schien an dieser Aufarbeitung allerdings wenig Interesse zu haben. Zu Beginn von Bolligers Recherche hat die Universität ihr Finanzierungsgesuch abgelehnt. Die Historikerin zieht zur Erklärung der reservierten Haltung verschiedene Punkte in Betracht. Am Anfang wusste sie noch nicht, ob sie tatsächlich zu aussagekräftigen Resultaten kommen würde. Dazu sei das Thema wenig vielversprechend gewesen. Auf Nachfrage konnte sich die Uni nicht mehr an den Grund erinnern, der zur Ablehnung des Kreditantrages geführt hat.

Doch auch nachdem Bolliger die Dissertation fertiggeschrieben hatte, verhielt sich die Uni bei der Frage nach der Finanzierung der Publikation reserviert. Denn sie hätte die Arbeit nur finanziell unterstützt, wenn sie als Open-Access-Publikation erschienen wäre. Uni-Mediensprecher Kurt Bodenmüller begründete den Entscheid: «Einerseits ist Open Access das strategische Ziel der Uni und andererseits würden damit die Resultate der Studie einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht.» Allerdings: Eine Open-Access-Publikation wäre laut Bolliger mit rund 20'000 Franken teuer zu stehen gekommen. Da Bolliger dank der Förderung von jüdischen Stiftungen die Chance auf eine kostengünstigere Print-Ausgabe erhielt, entschloss sie sich für letztere Option.

Diese Finanzierungsgeschichte gewann an Brisanz, als das jüdische Wochenmagazin «Tachles» einen kritischen Artikel darüber veröffentlichte. 20 Tage später sah sich die Uni veranlasst, auf der hauseigenen Online-Plattform «UZH News» eine öffentliche Stellungnahme zu publizieren. Darin bedankte sich Hengartner bei Bolliger für ihre Arbeit. Ihre Dissertation sei von grosser Bedeutung: «Sie leistet einen Beitrag zur kritischen Selbstreflexion unserer Universität.»

In diesem Sinne ist der Blick zurück wohl auch einer nach vorne. ◇

Mister Neighbour — Nach einer kurzen monogamen Phase befand ich mich bald wieder inmitten des Tinder-Dschungels, umzingelt von bedeutungsvollen Anschreiben im Stil von «Heeeeeey» oder «Wie gahts?».

Um ein wenig Glitzer in mein Leben zu bringen, beschloss ich, mich zum Geburtstag meiner Chefin ganz casually als Einhorn zu verkleiden. Ich funkelte so sehr, dass ich es gar auf ihr iPhone schaffte. Diese äusserst vorteilhaften Bilder wurden dann an den Nachbarn meiner Chefin weitergeleitet, der dem schillernden Einhorn sehr wohlgesonnen war. So galoppierte ich über den Regenbogen der heutigen Kommunikation – Instagram – in Richtung eines Dates mit ihm.

Die pubertäre Tochter meiner Chefin meinte dazu ganz aufgeregt, dass wir wohl Sex haben würden. Daraufhin fügte sie bedeutungsvoll hinzu: «Aber Mami, weisch, richtige Sex... mit allem!» Ich hingegen dachte natürlich sofort an Arthur Arons Fragen, die versprechen, sofortige Nähe zwischen Fremden zu schaffen, und konnte die Chance auf eine grössere Power nicht an mir vorbeiziehen lassen. Als also der verheissungsvolle Nachbar an meinem Glitzerschloss klingelte, öffnete ich mit zitternden Hufen die Tore.

Nach ein paar Gläsern Wein eröffnete ich die Fragerunde. Fünfzehn Antworten später befand besagter Herr Nachbar jedoch, dass es viel besser wäre, wenn wir uns die Fragen selber ausdenken würden. In diesem Moment erkannte ich: Liebe ist deswegen so einzigartig, weil man sie jedes Mal neu erfindet. Denn schliesslich ist auch jede Person, die man datet, einzigartig. Oh, und ob der Nachbar und ich Sex «mit allem» haben werden, kann ich an dieser Stelle leider noch nicht sagen – seit unserem Treffen ist erst ein Tag vergangen. Sein Hinterfragen von Arons Fragen verspricht jedoch, dass er das Potential haben könnte, mein persönliches Einhorn zu werden.

Herzlich
Charlotte Chardonay



It's a Match! Hier schreibt unsere anonyme Kolumnistin über ihre Dates.

Hüpfender Weltraumroboter

Ein ETH-Team hat einen Roboter entwickelt, mit dem entlegene Orte erkundet werden können.

Kaja Widmer

Die NASA hat seit 1997 vier Rover auf den Mars geschossen. Für das kommende Jahr ist eine neue Expedition mit einem Roboter geplant. Auch andere Nationen wie die Sowjetunion haben bereits Roboter auf den Mars entsendet. Alle diese Roboter teilen eine Gemeinsamkeit: Sie fahren auf Rädern.

Eine Forschungsgruppe der ETH hat eine ganz andere Vision von Weltraumrobotern. Sie sollen nicht fahren, sondern hüpfen. Um diese Idee zu testen, hat das Robotics Systems Lab SpaceBok entwickelt. Obwohl der vierbeinige Roboter an ein Schosshündchen erinnert, darf er nicht unterschätzt werden. Er kann wie ein Springbock mehr als einen Meter hoch springen und kommt auf verschiedene Arten vom Fleck. Seine hüpfende Fortbewegungsart wurde von der Tierwelt abgeschaut, wo sie «Prellspringen» genannt wird. In der Weltraumrobotik ist diese Technologie eine Neuheit unter den bisher fahrenden Rovern. Mit ihr wäre es möglich, auf dem Mond oder auf dem Mars Krater und andere unwegsame Gebiete zu erforschen, die bis jetzt unentdeckt geblieben sind.

Zwölf Studierende involviert

Vor über zwei Jahren bewarben sich Philip Arm und Alex Dietzche für die Entwicklung des Hüpfroboters. Das Projekt war damals noch mit dem eher unattraktiven Namen «SpaceToad», übersetzt «Weltraumkröte», betitelt. Über neun Monate arbeiteten insgesamt zwölf Studierende der ETH und ZHAW an Entwicklung und Bau des Roboters. «In der letzten Woche schliefen wir teils nur drei Stunden, bevor es wieder an die Arbeit ging», erzählt Philip. «Nach der Abgabe brauchte ich zwei volle Tage Erholungsschlaf.» Der Aufwand hat sich gelohnt. Was als

Fokusprojekt begann, hat zum Besuch von Konferenzen auf der ganzen Welt geführt. Am International Astronautical Congress in Bremen spazierte die Zürcher Forschungsgruppe mit dem SpaceBok über das Messegelände. «Es gab in der Space-Community schon einen Effekt», sagt Philip. Auch persönlich konnten die Studierenden profitieren: Die Hälfte des Teams erhielt eine Praktikumsstelle bei der ESA, der European Space Agency.

Die NASA inspirieren

Das Ziel des Projekts war, die Technologie des Prellspringens auf den Radar der Weltraumforschung zu bringen. Die ESA und auch die NASA sollten dazu inspiriert werden, diese Fortbewegungsart bei ihren Robotern einzusetzen. Das ist gelungen: Die neue Technologie ist heute ein Gesprächsthema in der Robotik.

Viele Menschen sehen in laufenden Robotern auch eine Gefahr. Alex relativiert: «Bisher sind Roboter vor allem zu unserer Unterstützung da. Sie haben den Vorteil, dass sie an Orte geschickt werden können, die für uns unerreichbar sind. Ausserdem können repetitive Arbeiten mechanisiert werden.» Unsere flexible Intelligenz sei noch immer gefragt. «Der technologische Reifegrad für eine künstliche Superintelligenz ist noch nicht erreicht.»

Tests auf marsähnlichem Sand

Vielleicht wird es der Forschungsgruppe gelingen, die neue Fortbewegungsart zu etablieren. Dann dürften die Weltraumroboter künftig nicht mehr nur auf dem Mars herumfahren, sondern auch über dessen Krater hüpfen. Die Fähigkeiten des SpaceBoks wurden bereits in einfachen Parcours und Hindernisläufen getestet. Bald soll er auch auf marsähnlichem Sand erste Tests absolvieren – das aber erstmal nur hier auf der Erde. ♦



Das «VSUZH Stübli» mit seinem Industrie-Look hätte viel Platz zu bieten.

Stübli ohne Studis

Der VSUZH unterhält einen Aufenthaltsraum am Irchel. Genutzt wird er aber kaum.

Michelle Keppler (Text)

Sumanie Gächter (Bild)

Der Verband der Studierenden der Universität Zürich (VSUZH) hat dieses Jahr auf dem Irchel einen neuen Aufenthaltsraum für Studierende eröffnet: das «VSUZH Stübli». Das helle Stübli liegt hinter dem Anthropologischen Museum, direkt zwischen der Tramhaltestelle und den

Unigebäuden. Obwohl die Räumlichkeiten bereits seit letztem Mai geöffnet sind, scheinen die meisten Studierenden nicht zu wissen, dass es überhaupt existiert. Viele laufen ganz einfach daran vorbei. Geplant war eigentlich eine Begegnungsstätte für Studis aller Studienrichtungen.

Dem Co-Präsidenten des VSUZH Isaias Moser zufolge soll das Stübli «ein Ort zum Lernen und Chillen» sein. Daniel Schnider, einer der raren Stammgäste des Stübli, schätzt es wegen seiner «angenehmen Lernatmosphäre» und zieht es deshalb anderen Lernplätzen am Irchel wie dem Strickhof oder der naturwissenschaftlichen Bibliothek vor. «Die Stimmung ist viel gelassener, weniger angespannt und vor allem weniger erdrückend», sagt er.

Industrielle Ausstrahlung

Wer den neuen Studi-Unterschlupf betritt, gelangt in einen Raum mit industrieller Ausstrahlung. Eine Wand zieren leere Bücherregale. Hell beleuchtete weisse Tische kontrastieren mit einem

kuscheligen Sofa, ein paar gemütlichen Teppichen und farbiger Party-Deko. Um die Ecke gibt es mehrere Tische zum Lernen sowie einen Mikrowellenherd, einen Wasserkocher und eine Kaffeemaschine für Mittags- und Kaffeepausen. Studis sitzen zu zweit oder zu dritt da und sind in Gespräche vertieft. Für Leute, die ungestört in aller Ruhe stundenlang lernen wollen, ist das nicht optimal, aber dazu war das Stübli auch nicht gedacht.

Ehemalige Räume des Studierendenladens

Die Räumlichkeiten waren zuvor einhalb Jahre ungenutzt und standen geisterhaft leer. Ursprünglich versorgte an diesem Standort der Studiladen Studierende mit Krimskrams und Lernutensilien für den Alltag. Der Laden gehörte der Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich (ZSUZ), diese ging aber im November 2017 Konkurs (die ZS begleitete den Fall online). Seither blieb der Raum leer. Der VSUZH bemüht sich, Lösungen zu finden, um die ehemaligen Angebote der ZSUZ zu ersetzen. So hat er auch die Kiosks am Irchel und im Zentrum ins Leben gerufen.

Der VSUZH erhielt die Lokalität von der Universität als einjähriges Provisorium. Der Verband hofft aber, sie darüber hinaus behalten zu können. Weil der Raum Studierenden zur Verfügung stehen soll und der VSUZH kein Geld mit dem Stübli verdient, muss er für den Standort keine Miete zahlen.

Platz für Veranstaltungen

Das Stübli gibt es mittlerweile seit einem halben Jahr. Seit der provisorischen Möblierung im Mai hat sich jedoch nicht viel verändert. Das gibt auch Moser zu. Dabei könnte das Stübli noch einiges heimeliger werden. «Wir sind offen für Inputs», betont er und sagt: «Uns ist aufgefallen, dass das Stübli hauptsächlich zum Lernen benutzt wird.» Dennoch soll der Raum anpassbar bleiben. Momentan können alle Möbel für Veranstaltungen zur Seite geschoben werden. Das Stübli könne so für verschiedenste Zwecke genutzt werden, beispielsweise für das Irchel-Oktoberfest. Bis jetzt ist dies jedoch die einzige Veranstaltung, die dort stattgefunden hat.

Entgegen dem, was der VSUZH im Mai auf Facebook euphorisch angekündigt hatte, scheint das Stübli noch nicht «the place to be» zu sein. ◊



Tierry Hörmann: «Ohne VSETH gäbe es die ETH in dieser Form nicht.»

«Die psychische Belastung ist hoch»

Tierry Hörmann ist seit Herbst VSETH-Präsident. Er will sich für bessere Prüfungen einsetzen.

Robin Bisping (Interview und Bild)

Anfang Semester verliessen neun von zwölf Vorstandsmitgliedern den VSETH, nur sechs neue kamen dazu. Steckt der Verband in einer Krise?

Nicht direkt. Die Ressourcen sind sicher knapper als auch schon, die Grösse des Vorstands schwankte aber schon immer. Es ist ein grosser Arbeitsaufwand. Das schreckt viele Studierende davon ab, sich bei uns zu engagieren.

Trotzdem wechselt der Vorstand fast jedes Jahr. Ist die Belastung zu gross geworden?

Der Verband ist in den letzten Jahren gewachsen. Und er wird immer noch grösser. Die Strukturen konnten sich teilweise nicht anpassen. Das wollen wir ändern. Wir haben bereits das Informatikressort und das Immobilienressort ausgegliedert. Zudem schaffen wir eine neue Stelle, die die Buchhaltung des ganzen Verbandes übernehmen wird. Dadurch soll unsere Innovationskraft zunehmen. Denn das ist auch meine Motivation: die Möglichkeit zu haben, Sachen zu bewegen.

Das Informatikprojekt hätte bereits vor einem Jahr fertig sein sollen.

Es ist verspätet, das stimmt. Bis im Sommer sollte das Projekt abgeschlossen sein. Die Verzögerung ist kein grosses Problem.

Nach einem Jahr betragen die Kosten knapp 200'000 Franken. Kostet das Projekt neu bis zur Fertigstellung eine halbe Million?

Nein, die Kosten werden tiefer sein. Im letzten Jahr waren weniger Leute beteiligt.

Ein Grossteil der Kosten sind laufend. Sie werden auch nach dem Projektabschluss weiter anfallen.

Seit Anfang Semester bist du Präsident des VSETH. Was willst du erreichen?

Ich will mich für die Qualitätssicherung von Prüfungen einsetzen. Unser Bildungssystem setzt stark auf Leistungskontrollen, ohne dass sichergestellt wird, dass sie gewisse Bedingungen erfüllen.

Welche Kriterien sollen sie denn erfüllen?

Bei der Prüfungsvorbereitung lernen viele Studierende mit alten Prüfungen. Sie werden darauf trainiert, Aufgaben schnell zu lösen, wenn Prüfungen zu lang sind. Gewisse Leistungskontrollen belohnen das Aneignen solcher Techniken, die nichts mit fachlicher Kompetenz zu tun haben.

Prüfungen können Studierende psychisch belasten. Letztes Jahr führte der VSETH dazu eine Umfrage durch. Was ist das Ergebnis?

Es zeigte sich, dass die psychische Belastung an der ETH hoch ist. Sie hat aus unserer Sicht das Maximum erreicht. Wir wollen uns dafür einsetzen, dass die Belastung nicht noch grösser wird.

In der Umfrage ging es auch um Gleichstellung. Wie steht die ETH bei dem Thema da?

Ich finde, sie steht sehr gut da. Das zeigt sich daran, dass das Thema überall aufgegriffen und sehr ernst genommen wird.

Die ETH treibt eure Mitgliederbeiträge ein und ihr greift auf ihre Informatik-Infrastruktur zurück. Ist das Unabhängigkeit?

Wir sind ein eigenständiger Verein und unabhängig. Wir verfolgen aber eine enge Zusammenarbeit mit der ETH.

Den VSETH gäbe es in dieser Form und Grösse nicht, würde es die ETH nicht wollen.

Es gäbe die ETH in dieser Form auch nicht, würde es den VSETH nicht geben. Wir organisieren den allergrössten Teil des studentischen Angebots. Das ist ein wichtiger Teil des Studiums. Die ETH hat eine gesetzliche Verpflichtung, Studierende einzubinden. Es ist ein Geben und Nehmen. Ich erachte das als gesunde Zusammenarbeit. ◊

Zur Person

Tierry Hörmann ist seit einem Jahr im Vorstand des VSETH und seit Anfang Semester dessen Präsident. Er studiert Informatik im Master.



Nach sieben Minuten Redezeit gibt die Jury (vorne) eine detaillierte Rückmeldung.

Von der Kunst des Streitens

Debattierclubs gibt es nicht nur in Oxford oder Cambridge, sondern auch in der Limmatstadt.

Samuel Peter (Text)
Sumanie Gächter (Bild)

Es ist kurz nach 18 Uhr in einem Seminarzimmer im ETH-Hauptgebäude. Knapp 15 Leute haben sich eingefunden. Matthias Roshardt, Präsident des Debattierclubs, eröffnet den Abend. «Heute geht

es um Rollenerfüllung. Falls ihr eure Rolle in der Debatte nicht erfüllt, ist es schwierig, bei der Jury zu punkten», sagt er. Roshardt spricht von einer speziellen Form des Debattierens, dem sogenannten «British Parliamentary Style». Studentische Debattierclubs entstanden im 19. Jahrhundert in Grossbritannien. Oxford, die Schmiede der zukünftigen britischen Eliten, ist dabei nicht zufällig Heimat des wohl berühmtesten Debattierclubs der Welt, der Oxford Union. Bekannte Figuren aus der britischen Politik wie etwa David Cameron, Theresa May oder Boris Johnson waren Mitglieder.

Regierung versus Opposition

«British Parliamentary Style», angelehnt an das englische System, ist denn auch das bekannteste Format der Debatte. Dabei stehen sich zwei antagonistische Gruppen gegenüber: die Regierung und die Opposition. Beide müssen eine Seite einer klar ausformulierten Streitfrage vertreten. Alle Debattierenden haben dabei eine Rolle, die eine bestimmte Funktion

im Ablauf der Debatte einnimmt. Nach einem Theorieteil stimmen die Teilnehmenden über ein Debattierthema ab. Dieses wird als Antrag der Regierung formuliert: «Dieses Haus glaubt, dass Deutschland Atomwaffen haben sollte.» Nun gilt es, innerhalb von kurzer Zeit die besten Argumente dafür oder dagegen zu finden.

Der Debattierclub Zürich wurde 2010 gegründet. Die Idee dazu entstand bei regelmässigen Stammtischdebatten. Jeweils zum Semesterstart organisiert der Club eine Showdebatte mit Gastredner*innen. Vorstandsmitglied Alex Jürgens ist bei solch einer Veranstaltung zum ersten Mal auf den Debattierclub aufmerksam geworden. «Mich hat die Showdebatte begeistert – danach wollte ich es selber ausprobieren. Wie furios und wortgewandt dort debattiert wurde, hat mich sehr beeindruckt.»

Die Angst, zu verlieren

Nach einer Viertelstunde Vorbereitungszeit beginnt die Debatte. Jede Person hat sieben Minuten Zeit, um die beiden Juror*innen zu überzeugen. Danach entscheidet die Jury über die Ränge und gibt allen Redner*innen eine detaillierte Rückmeldung. Bewertet werden Inhalt, Form und Methode der Debattierenden: Wurden die Argumente mit genügend und überzeugenden Beispielen untermauert? Hatte die Rede eine klare Struktur? Wie wurden sprachliche Mittel genutzt, um die Vermittlung des Inhalts zu unterstützen? Bei der Atomwaffen-Debatte trägt die Opposition klar den Sieg davon. Zugegeben: Überzeugend für die atomare Aufrüstung Deutschlands zu argumentieren, ist alles andere als einfach.

Wem der Auftritt vor Menschenmengen Bauchschmerzen bereitet oder wer verzagt, weil es in einer Diskussion nicht gelungen ist, den eigenen Standpunkt eloquent zu vertreten, der oder dem kann der Debattierclub Zürich Abhilfe schaffen. In einem kleinen Raum wird die Kunst des Redens und des Streitens geübt. Von Boris Johnson kann man halten, was man will, aber ein guter Redner ist er allemal. Und das kommt nicht von ungefähr, sondern wurde früh in der Oxford Union geübt. Doch ob in Westminster oder Zürich, der römische Philosoph Cicero wusste bereits in der Antike: «Weisheit ohne Beredsamkeit ist nutzlos. Aber Beredsamkeit ohne Weisheit ist gefährlich.» ◇

Alleingang in der Literaturwissenschaft

Die Neuere deutsche Literaturwissenschaft will sich nicht vollumfänglich am neuen Monomaster beteiligen. Das stösst auf Unverständnis.

Ein Gastbeitrag von Annina Meier (Text)

Lea Cortes (Illustration)



Im Monomaster kommen alle Literaturwissenschaften zusammen – nur die NdL geizt.

Seit Herbst gibt es zum ersten Mal in der Geschichte der Uni Zürich einen Studiengang, der sich ausschliesslich der Literatur widmet: den Monomaster Literaturwissenschaft. Auf Wunsch der Anglistik hin ins Rollen gebracht und dann von einem Kuratorium an engagierten Professor*innen umgesetzt, ermöglicht er nun ein Studium, in welchem literaturwissenschaftliche Module verschiedener Sprachen besucht werden können.

Grossprojekt mit Schönheitsfehler

Nur ein grosser Makel lässt sich in diesem Projekt finden: die Neuere deutsche Literaturwissenschaft (NdL) als eine der grössten literaturwissenschaftlichen Abteilungen ist als solche nicht im Monomaster integriert. Stattdessen beschränkt sich die NdL-Abteilung darauf, einmal im Jahr ein Modul für 15 ECTS-Credits und semesterweise einzelne Wahlmodule beizusteuern.

Dieser Umstand stösst bei den Studierenden auf Unverständnis und beeinflusst auch Helena Dobiess' Master-Wahl: «Es macht für mich einen Unterschied, ob die NdL mit ihren Modulen dabei ist oder nicht. Ein Monomaster Literaturwissenschaft sollte sich ja auch an die Studierenden richten, die Neuere deutsche Literatur in einem sprachübergreifenden

Rahmen behandeln möchten.» Also brachte die Fachschaft der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft (FAVL) das Thema an der Fachvereinskonferenz an. Daraufhin richteten sich die Fachvereine und die Konferenz mit einem Brief an die NdL-Abteilung, um sie nach ihren Beweggründen zu fragen und sie zu bitten, ihren Entscheid zu überdenken. In ihrem Antwortschreiben argumentiert die Abteilung, ihr Studienprogramm sei aufgrund «Bologna 2020» «streng curricular aufgebaut» und die Grundkenntnisse aus dem Bachelor seien eine «unverzichtbare Voraussetzung». Dies stelle ihre wichtigste «Qualitätssicherungsmassnahme» dar.

Fahle Begründungen

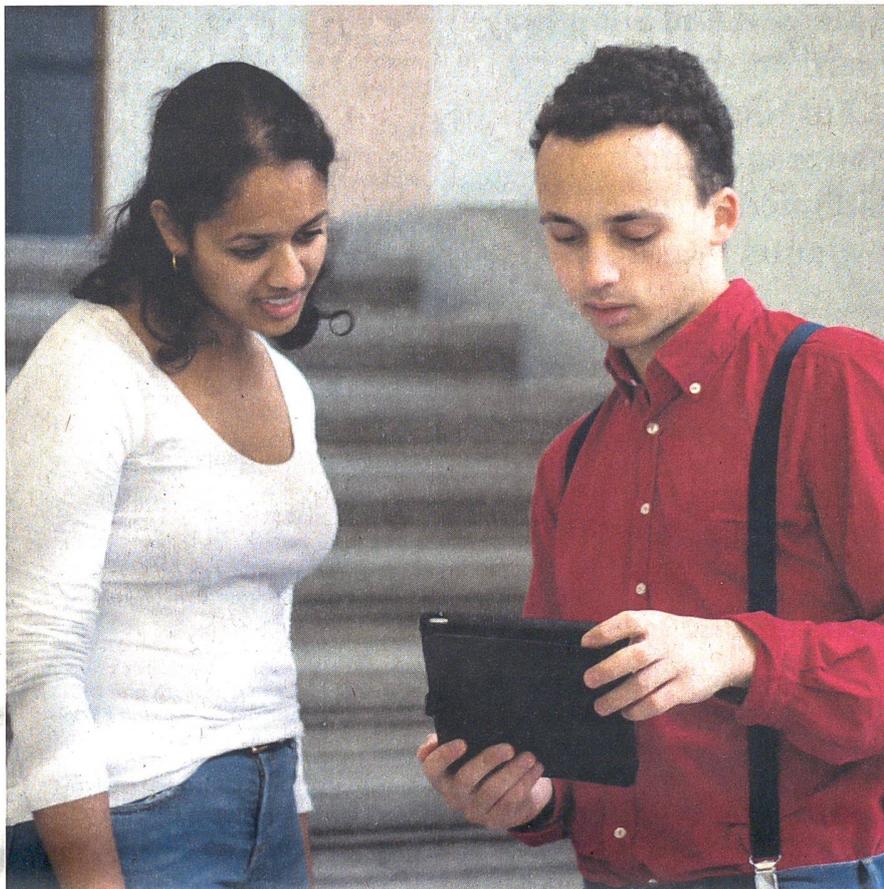
Diese Argumentation wirft die Frage auf, weshalb eine solche «Qualitätssicherungsmassnahme» nur für eine einzige Philologie notwendig ist. Genauer gesagt für eine Abteilung innerhalb einer Philologie. Denn die Ältere deutsche Literaturwissenschaft (ÄdL) ist mit allen Modulen vertreten. Auch lässt sich eine einheitliche Definition von «Grundkenntnissen» bezweifeln. Es ist geradezu eine Annahme, anzunehmen, dass Studierende, die sich im Bachelor mit Shakespeares Sonetten auseinandergesetzt haben, im

Master keinen Ingeborg-Bachmann-Text analysieren und verstehen können.

Angst vor Abwanderung

Laut dem Studiendekan der Philosophischen Fakultät, Daniel Müller Nielaba, befürchte man, dass es zu massiven Verschiebungen von Studierendenzahlen käme, würde die NdL-Abteilung alle ihre Module für den Monomaster öffnen. Das ist vermutlich der eigentliche Grund für die Nicht-Öffnung der meisten NdL-Module: Die Angst vor der Abwanderung Studierender hin zum neuen Monomaster. Eine solche Gefahr besteht laut FAVL-Vorstand Mareike Suter nicht: «Es handelt sich hier um einige wenige Studierende, die überhaupt mit dem Monomaster beginnen. Da müssen wir realistisch bleiben.» Die Angst ist besonders deshalb unbegründet, da es weiterhin eine grosse Zahl Studis geben wird, die nicht auf eine Major/Minor-Kombination oder auf die Sprachwissenschaft verzichten wollen. Und so könnte die Fakultät ganz einfach im Interesse eines inklusiven Studiengangs beziehungsweise im Interesse der Literatur entscheiden. ◇

Monomaster Literaturwissenschaft
Annina Meier ist Mitglied der FAVL und gehörte zu den Unterzeichner*innen des Briefs.



Sophia (links) und Felix wollen in Äthiopien helfen.

Grosse Pläne

ETH-Studierende wollen Regenwasser in einer äthiopischen Schule nutzbar machen.

Leonie Müller (Text)
Noemi Ehrat (Bild)

Zwei kleine Flaggen zieren den Hemdkragen von Felix Matschie: eine deutsche und eine äthiopische. Der Gründer der Organisation International Green Academy Ethiopia (IGAE) ist halb

Äthiopier und verbrachte sechs Schuljahre im ostafrikanischen Land. Nun studiert er Biologie an der ETH und will sich gleichzeitig für bessere Lernbedingungen für Schulkinder in Äthiopien einsetzen. Unterstützt wird Felix dabei von vier weiteren ETH-Studierenden, die alle Umweltwissenschaften oder Biologie studieren. Zu fünf reisten sie vor zwei Jahren nach Yayu in Äthiopien. Vor Ort wurde zusammen mit dem Bürgermeister, den Lehrkräften und den Schulkindern der erste Schritt ihres Pilotprojektes bestimmt.

Bevölkerung einbinden

Für eine nachhaltige Entwicklungsarbeit sei es essenziell, die Lokalbevölkerung nach ihren Prioritäten zu befragen: «Die besten Ideen kommen oft von der lokalen Bevölkerung selbst», so Philipp Aerni, Direktor des Zentrums für Unternehmensverantwortung und Nachhaltigkeit an der Universität Zürich. «Man muss den Leuten eine Stimme geben und diese dann auch ernst nehmen», sagt er. Aerni befürwortet die Hilfe im Ausland, merkt jedoch

an: «Die Leute sollen mit ihren Kompetenzen helfen. Man sollte aber auch offen für die Fertigkeiten der Einheimischen sein.» Das Ziel des Pilotprojektes in Yayu ist, die Regenwassernutzung zu verbessern. Bisher verfügt die Schule nämlich nicht über fliessendes Wasser. «Die nächste Quelle liegt über einen Kilometer entfernt. Für die Schulkinder bedeutet dies, dass sie sich weder die Hände waschen noch auf die Toilette gehen können. Essen nehmen die rund tausend Kinder von zu Hause mit», erzählt Felix.

Unesco als Vorbild

Dass die Regenwassernutzung als Thema gewählt wurde, ist kein Zufall. Es ist eine der fünf Säulen der Green Academy der Unesco. An deren Vorbild orientiert sich auch die IGAE. Neben der Regenwassernutzung sollen beispielsweise auch der Anbau eines Schülergarten, das Grau- und Schwarzwasserrecycling, die Gründung eines Jugendclubs und die Nutzung von erneuerbaren Energien umgesetzt werden. Bisher konnten die Zürcher Studierenden aber noch keines ihrer Projekte durchführen.

Erstes Projekt für 2020 geplant

Die Organisation sieht sich vor allem als Vermittlerin und nicht als Exekutive. Daher hat sie Masterstudierende der Universität der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba beauftragt, ein geeignetes Bebauungskonzept auszuarbeiten. Vom Ministerium haben sie zudem eine Teilfinanzierung erhalten. Nun sind sie für ihr Pilotprojekt auf der Suche nach weiteren Finanzierungsquellen. Einem Crowdfunding stehen sie skeptisch gegenüber: «Durch die unberechenbare innenpolitische Situation in Äthiopien können wir nicht garantieren, dass wir geplante Projekte in einem fixen Zeitraum umsetzen können», so Felix. Erste Priorität ist die Bebauung für die Regenwassernutzung im Herbst 2020. Denn sauberes Wasser ist absolut notwendig für das alltägliche Leben. Die Nutzung des Regenwassers ist aufgrund der starken Niederschläge während der äthiopischen Regenzeit äusserst sinnvoll.

Bei Erfolg des Pilotprojektes soll auch mit weiteren Schulen zusammengearbeitet werden. Für erste Ergebnisse wird die IGAE jedoch noch einige Zeit und vor allem Geld benötigen. ♦

Konsumrausch — Hysterische Massen und Shopping-Verletzungen zeichnen den amerikanischen Konsum-Feiertag Black Friday aus. Für Nicht-US-Amerikaner*innen blieb dies lange nicht mehr als ein belustigendes Internet-Phänomen. So etwas würde hier nie passieren, dachten wir uns. Was aber, wenn wir uns geirrt haben?

2015 fand einer der ersten Black-Friday-Ausverkäufe im Manor statt. Mittlerweile verkauft sogar die SBB das Halbtax an diesem einen Tag im Jahr zum halben Preis. Das könnte der Anfang vom Ende sein: Jahr für Jahr würden mehr Detailhändler ihre Produkte an einem einzelnen Tag zu lächerlichen Preisen verhökern. Immer mehr Unternehmen wären gezwungen, dem Trend zu folgen; denn wer nicht mitmacht, wird von der Konkurrenz überholt. Die sonst gesittete Bahnhofstrasse wäre am vierten Freitag im November überschwemmt mit Menschenmassen auf der Suche nach den besten Sonderangeboten.

Grell blinkende Schilder wären an jedem Schaufenster angebracht, um die Einkaufenden wie Tiere mit ihren Angeboten zu locken. Goldküstenbewohner*innen würden neben Schnäppchenjäger*innen aus der Agglo vor dem Globus warten. Sobald sich die Türen öffnen, würden sie losstürmen. Mit Fondue-Gabeln bewaffnet würden sie sich ihren Weg durch die Menge bahnen, mit ihren Jute-Beuteln und Louis-Vuitton-Taschen um sich schlagen und Konkurrent*innen mit Glühwein vom benachbarten Markt übergiessen. Alles, um das beste Schnäppchen zu ergattern. Vor dem Ausbruch des US-amerikanischen Konsumwahns sind auch die zurückhaltenden Schweizer*innen nicht mehr sicher.

Nuria Tinnermann

Clusterfuck! An dieser Stelle fantasiert die Redaktion über Mögliches und Unmögliches.



Zürcher Studierendenzeitung
97. Jahrgang
Ausgabe 6/19
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Der Medienverein ZS ist von der Uni und von der ETH finanziell unabhängig. Er ist eine durch den VSUZH und den VSETH anerkannte studentische Organisation.

Inserate
Frau Therese Herren
Stämpfli AG
Wölflistrasse 1, 3001 Bern
031 767 83 30
therese.herren@staempfli.com

Redaktionsschluss 1/20: 7.2.2020

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
27'276 (WEMF 2018), 30'000 (Druckauflage)
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Student*innen der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch

Redaktion
Robin Bisping, Stephanie Caminada [stc],
Noemi Ehrat, Sumanie Gächter,
Jonathan Progin, Nuria Tinnermann

Mitarbeit
Vivian Adams, Dominik Fischer, Michelle
Keppler, Jessica Lang, Annina Meier,
Leonie Müller, Marco Neuhaus [man],
Yves Périllard, Samuel Peter [sap],
Xenia Schmid, Kaja Widmer

Bilder und Illustrationen
Robin Bisping, Stephanie Caminada,
Lea Cortes, Noemi Ehrat, Sumanie Gächter,
Yves Périllard, Samuel Peter, Jonathan Progin

Cover
Noemi Ehrat

Aufschlag
Kathia Mensch, Schweizerisches Sozialarchiv
Pixxpower Photography

Lektorat
Adrienne Walder
korrektorin@medienverein.ch

Produktionssong #6/19
Kai Kai – Sharon Needles (feat. Ana Matronic & Alaska Thunderfuck)





Progin

Marketing-Käse

FIGUGEGL — Die ganze Schweiz rührt ihr täglich Brot im Fondue. Damit ihr beim nächsten Festessen auftrumpfen könnt, hier ein paar Fakten: Das Fondue ist keineswegs eine uralte Tradition. Erst in den Fünfzigern wurde es zum endgültigen Nationalgericht hochstilisiert. Und zwar mit dem Slogan «Fondue isch guet und git e gueti Luune» (kurz: FIGUGEGL) von der Zürcher Werbeagentur Gisler & Gisler. Auftraggeberin war die ehemalige Schweizerische Käseunion, die damit den Absatz von Käse ankurbeln wollte. Das hat offensichtlich geklappt. A gueta!

Fondue «Moitié-Moitié», made in Freiburg im Üechtland



Tinnermann

Grüne Brühe

Heissgetränk — Ob in der Kaffeepause zwischen Vorlesungen oder bei einer Tasse am Morgen, um wach zu werden: Wir leben Kaffeekultur. Dabei schwören Menschen aus China schon seit Jahrtausenden auf Grüntee. Internet-Blogs hypen die grüne Brühe als schlankmachendes, entgiftendes Wundermittel aus dem Osten. Mythen ranken sich um die richtige Zubereitung des Getränks. Tee soll gar nachhaltiger als Kaffee sein. Während der Lernphase ist aber vor allem eines wichtig: Dieser Wachmacher lässt sich auch literweise trinken.

Teeläden «De La Tia», Schaffhauserstrasse 77, Zürich



Gächter

Zimetschtern han i gern

Krümelig — Weihnachtszeit bedeutet Guetzlizeit. Manche erfinden sich plötzlich als Bäcker*innen neu und kreieren Bleche voller Zimtsterne, Spitzbuben und Mailänderli. Andere naschen die süssen Köstlichkeiten einfach gerne, ohne den Aufwand betreiben zu wollen. Dann erwirbt man sie sich entweder im Handel oder wird mit etwas Glück beschenkt. Voraussetzung ist, dass Guetzlibäcker*innen zur Bekanntschaft gehören. Für alle, die dieses Glück nicht haben: Spekulatius von Alnatura passt hervorragend zu einer Tasse Tee. Ein Muss in der kalten Winterzeit.

Dinkel-Mandel-Spekulatius, Alnatura



Ehrat

Einmal umblättern, bitte

Vollgeplant — Bald ist es Zeit, das letzte Kalenderblatt abzureissen. Also muss ein neues Stück Papier her, das Überblick über die kommenden Monate verschafft. Gabriele Gudaityte ist Illustratorin, die selbst Kalender zeichnet und druckt. Dieses Jahr zeigten die zwölf A3-grossen Blätter Szenen aus Londons Deptford High Street Market. Jeden Monat kommt ein neuer Ausschnitt in knalligem Gelb, Pink und Blau dazu; wenn alle 12 Motive nebeneinander hängen, ergibt sich ein einziges grosses Gesamtwerk. Plötzlich kann die Zeit nicht schnell genug vergehen.

Gabriele Gudaityte, www.gudaityte.com



Caminada

Heitere Rotnasigkeit

Bling — Tief hängende Nebelschwaden, eine Kälte, die Atemluft in Hauch verwandelt: Einzig ein Rotkehlchen bringt Farbe in dieses Grau. Als ich, ein Novemberkind, aber das erste Mal die Augen öffnete, zeigte sich mir die Welt festlich verkleidet. So suche ich gerade jetzt das Extravagante. Im Seefeld wurde eine Ladung Baumschmuck in eine wenige Quadratmeter grosse Bar ausgeleert. Lichterketten, Glitzer, Lametta, Glaskugeln, you name it. Man wird mich dieser Tage mit einem Glühwein neben dem Fake-Cheminée im Tannenwald finden. Jingle bells!

Rudolph's Holy Moly, Dufourstrasse 43, 8001 Zürich



Bisping

Knusper, knusper, knäuschen

Zmorge — Knuspermüesli sind eine heikle Sache. Sind die Flocken zu gross und kantig, verletzen sie das Zahnfleisch (Kellogg's). Sind sie zu hart gepresst, lassen sie sich in der Milch nicht schnell genug aufweichen (Farmer). Enthält das Müesli zusätzlich Amaranth, verkeilt es sich unangenehm zwischen den Zähnen. Und all die hippen Sorten mit Rosinen, Kokosnuss und anderen exotischen Zutaten (Jordans): Die sind sowieso Schrott. Ein Knuspermüesli aber gibt es, das den richtigen Knusperfaktor, die richtige Härte und den richtigen Geschmack hat.

Familia C.M. Plus Original, 5.95 Franken

Damals wie heute



1989: Demonstration zu 20 Jahre Stonewall in Zürich

**Die LGBTIQ*-Community
war schon immer von
Studierenden geprägt.**



2019. Demonstrationzug anlässlich der Zürcher Pride Festival



Riccardo Ferrario, Esther Schmid, Ben Zurfluh (von links nach rechts) vertreten die LGBTIQ-Vereine.*

Regenbogenfahnen reichen nicht

Drei Vereine setzen sich für LGBTIQ*-Rechte an Hochschulen ein. Es gibt noch viel zu tun.

Nuria Tinnermann (Text)

Jonathan Progin (Bild)

Vor 30 Jahren wollte eine Gruppe an der Uni Zürich den Verein zart&heftig (z&h) für schwule und bisexuelle Studenten gründen. Für die rechtliche Anerkennung des Vereins kämpften sie damals zwei Jahre lang. Heute vertritt z&h nicht nur die Rechte von schwulen und bisexuellen Männern. Zusammen mit L-Punkt, dem Verein für lesbische, bisexuelle und queere Frauen*, und queer*z, dem Verein für alle queeren Studierenden, setzen sie sich für die Sensibilisierung von LGBTIQ*-Themen an den Hochschulen ein.

Z&h und L-Punkt kümmern sich mehrheitlich um Veranstaltungen und schaffen «safe spaces» für ihre Mitglieder. «Wir haben den Luxus, nicht mehr dafür kämpfen zu müssen, dass Homosexuelle an den Hochschulen geoutet leben können und sich nicht vor struktureller Diskriminierung fürchten müssen», sagt Esther Schmid, Präsidentin von L-Punkt. Queer*z repräsentiert in dieser Runde das politische Pendant. «Wir sehen uns als hochschulpolitisches Sprachrohr für alle queeren Anliegen. Momentan setzen wir uns aber am aktivsten für die Anliegen von trans Menschen und speziell nicht-binären trans Menschen ein, weil sie am stärksten benachteiligt sind», erklärt Ben Zurfluh von queer*z.

Mindestanforderungen an Hochschulen

Ein Problem sind fehlende Toiletten. «Geschlechtsneutrale Toiletten und Duschen an den Hochschulen

sind eine Mindestanforderung, damit sich nicht-binäre Menschen wohlfühlen können», so Ben. Ausserdem müsse die Möglichkeit bestehen, offizielle Dokumente mit neutralem Geschlechtseintrag erhalten zu können und die Änderung von Namen und Anrede selbst zu bestimmen – und zwar ohne ein psychologisches Gutachten zu benötigen.

An der Uni ist Letzteres seit diesem Jahr möglich, an der ETH sind Betroffene immer noch auf ein psychologisches Gutachten angewiesen, bevor sie ihren Namen an ihr Gender anpassen dürfen. Ein geschlechtsneutraler Eintrag auf allen Dokumenten ist bis anhin an keiner Hochschule möglich. An der ETH sind seit kurzem immerhin die Legis geschlechtsneutral. Die Verbände haben vor kurzem eine Online-Petition lanciert, um die Einführung von geschlechtsneutralen Toiletten an allen Zürcher Hochschulen zu beschleunigen.

Mehr als institutionelle Veränderung

«Die genannten Forderungen betreffen institutionelle Strukturen, die es zu ändern gilt. Aber auch das Klima an den Hochschulen spielt eine grosse Rolle. Dieses zu verändern ist ein längerer Prozess», betont Ben. Deshalb sei auch die Sensibilisierung für Gender-Themen mit Hilfe von Workshops, Vorlesungen für alle und interner Bildung umso wichtiger. Nur so könne ein inklusives Umfeld geschaffen werden, das weniger weiss und maskulin dominiert sei. Queere Anliegen und Gleichstellung von Frauen und anderen Minderheiten sind somit eng verknüpft.

Für die Anliegen der LGBTIQ*-Community sind an der Uni die Abteilung für Gleichstellung und Diversität und an der ETH Equal zuständig. Die Vereine waren mit beiden Anlaufstellen bereits in Kontakt, um eine gemeinsame Zusammenarbeit zu besprechen. «Die Kooperation mit der ETH und der Uni unterscheiden sich aber», stellt Esther fest. Die Abteilung der Uni sei bis jetzt verständnisvoll und kooperativ, auch wenn bürokratische Hürden ihnen Probleme bereiten würden. Letzen Sommer hat die Uni einen Umsetzungsplan für ihre Diversity Policy erlassen. «Durch diese Policy erhält sie einen offiziellen Auftrag, sich verstärkt mit Inklusion aller und der Sensibilisierung für LGBTIQ*-Themen einzusetzen», so Esther. Das sei zumindest ein Anfang.

Erste Schritte der Hochschulen

Christiane Löwe, Leiterin der Abteilung Gleichstellung und Diversität der Uni, beteuert, dass sie mitten in der Umsetzungsphase seien: «Bei den neu geplanten Gebäuden sind Forderungen nach geschlechtsneutralen Toiletten, Duschen und Umkleidekabinen in die Planung eingeflossen. In bereits bestehenden Gebäuden arbeiten wir noch an einer guten Umsetzung, die für alle funktioniert.» Die geschlechtsneutrale Erfassung im SAP-System sei hingegen noch nicht möglich. Momentan sei aber ein neues

Legi-Konzept kurz vor dem Abschluss, nach dessen Erlass alle Legis geschlechtsneutral ausgestellt werden, ergänzt Tanja Neve-Seyfarth, Projektleiterin für Transidentität.

Bei Equal, der Anlaufstelle der ETH, sind bis jetzt weniger Fortschritte erkennbar: «Bis zu einem gewissen Punkt sind der Abteilung die Hände gebunden», so Esther. Denn trotz dem riesigen Budget der ETH habe Equal nicht besonders viel Geld zur Verfügung. Aber sie erwecke auch nicht den Eindruck, besonders starkes Interesse an der Thematik zu haben. Mit

«Geschlechtsneutrale Toiletten und Duschen sind eine Mindestanforderung.»

Ben Zurfluh, queer*z

der Erhaltung einer Gleichstellungsabteilung alleine sei die Arbeit nämlich noch nicht getan. Das bestätigt auch Riccardo Ferrario, Präsident von z&h: «Während der Pride hat die ETH die Regenbogenfahne als Zeichen für Inklusion aufgehängt.» Das sei sicherlich wichtig und gut. Aber es brauche noch mehr, um sich als inklusive Hochschule porträtieren zu können.

Veränderung in Sicht?

Gesten, die die Unterstützung von LGBTIQ*-Themen symbolisieren, könnten den Hochschulen als «pink washing», also als Imageverbesserung, dienen. Schade sei, wenn sich institutionell wenig verändern würde, ergänzt Ben. Denn konkrete Massnahmen zur Verbesserung der Situation fehlen von Seiten der ETH. Die Abteilung für Gleichstellung verfügt seit 2014 über einen Gender Action Plan, der sich der Gleichstellung von Frau und Mann verschrieben hat. Andere Formen der Diskriminierung sind darin jedoch nicht vermerkt. Auf Nachfrage beteuert die Abteilungsleiterin Renate Schubert: «Mehrere Stellen der ETH Zürich sind im ständigen Austausch mit queer*z und arbeiten gemeinsam an konkreten Umsetzungsschritten zur Verbesserung der Situation.»

Institutionen seien durch ihre Grösse und Heterogenität langsam und hätten Mühe, Veränderung umzusetzen, so Ben. «Es würde aber schon helfen, wenn die Schulleitung sich zur dritten Geschlechtsoption und den damit verbundenen Massnahmen äussern würde.» In diesem Jahr haben die Hochschulen zumindest erste Versuche gestartet: Beide sind «trans welcome» beigetreten, einer Plattform, mit der sie sich verpflichten, ein inklusiveres Umfeld für trans Menschen zu schaffen. Ein erster Schritt in Richtung mehr Inklusion? Nun gilt es zu zeigen, dass es sich dabei nicht bloss um einen symbolischen Akt, sondern um eine tatsächliche Veränderung handelt. ♦

«Transphobie und Homophobie sind an den Hochschulen präsent»

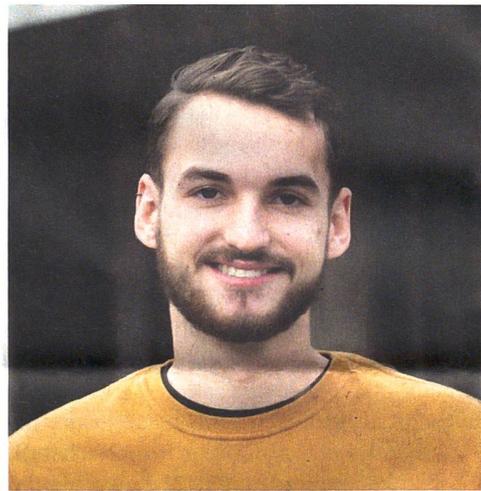
Über Personen der LGBTIQ*-Community wird viel geschrieben und gesagt. Hier kommen sie selbst zu Wort.

Jonathan Progin (Interviews und Bilder)

Timothy Litscher

studiert Veterinärmedizin im ersten Semester an der Uni Zürich und ist homosexuell.

« Einmal im Semester können Studierende im Lichthof der Uni Irchel Blut spenden. Homosexuelle Männer dürfen aber nur spenden, wenn sie davor ein ganzes Jahr abstinent leben, also keinen sexuellen Kontakt mit anderen Männern haben. Damit sind sogar Männerpaare ausgeschlossen. Das ist extrem veraltet und kommt von der Vorstellung, dass HIV und andere Geschlechtskrankheiten homosexuelle Krankheiten sind. Das ist ja eindeutig nicht der Fall! Man sollte schon dafür sorgen, dass alle spenden können, wenn sie die gesundheitlichen Voraussetzungen erfüllen und nachvollziehbare Fristen einhalten. Ich würde gerne etwas Gutes tun, aber ich darf nicht. Das stört mich sehr. Nur weil ich «falsch» auf die Welt gekommen bin.»



Gaia Di Salvo

studiert Philosophie und Religionswissenschaft im siebten Semester an der Uni Zürich und ist queer.

« Die queeren Vereine an den Hochschulen sind eine wesentliche Unterstützung für das Wohlbefinden und das Gemeinschaftsgefühl der queeren Studierenden. Ich erwarte aber von der Uni strukturelle Unterstützung. Etwas, was deutlich fehlt, sind geschlechtsneutrale Toiletten und Umkleidekabinen, zum Beispiel im ASVZ. Selbst im Hauptgebäude gibt es keine einzige geschlechtsneutrale Toilette. Mehr Verständnis für nicht-binäre Personen ist mit infrastrukturellen Anpassungen verbunden. Da macht die Uni klar zu wenig. Auch wenn das für einige nicht so nötig klingt, sind es für betroffene Personen extrem wichtige Unterschiede.»

Michelle Huber

studiert Politikwissenschaft und Gender Studies im Master an der Uni Zürich und ist queer/bisexuell.

« Ich persönlich habe mich an der Uni nie diskriminiert gefühlt und habe auch keine schlechten Erfahrungen gemacht. Aber ich weiss von anderen, die Diskriminierung erlebt haben. Bei der Repräsentation von queeren Personen gibt es ausserdem noch einiges zu tun. Mir fällt zum Beispiel die extreme Heteronormativität im Studium auf. Fast alle wissenschaftlichen Texte, die ich im Studium lese, wurden von Cis-Männern geschrieben. Homosexuelle, queere oder trans Personen werden nur selten mitgedacht. Und es regt mich auch auf, dass es Wickeltische mehrheitlich nur auf Frauentoiletten gibt.»



Silvan Heim

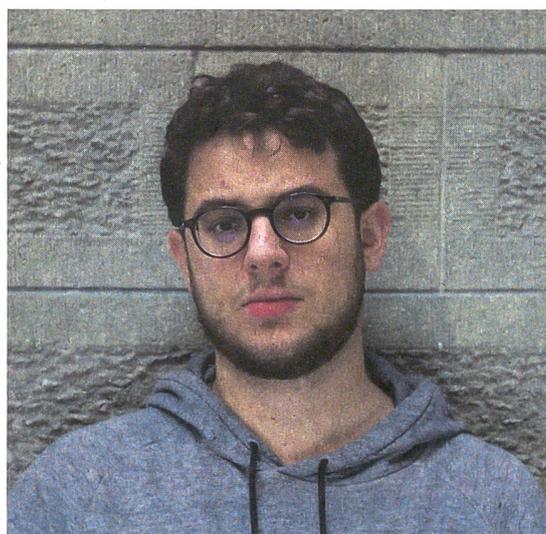
studiert Humanmedizin im fünften Semester an der Uni Zürich und ist bi- und pansexuell.

« Am Medifest hatte ich während meiner Schicht hinter der Bar ein prägendes Erlebnis. Das Thema unserer Bar war Hippies, darum habe ich mich mit einer langhaarigen, blauen Perücke entsprechend verkleidet. Mit der Zeit habe ich gemerkt, dass ich es spannend fand, meine geschlechtliche Expression zu verändern. Doch während meiner Bar-Schicht musste ich mir Kommentare im Stil von «Für wie viel bist du zu haben?» anhören. Diese Kommentare haben sich sehr übergriffig angefühlt. Ich war nicht darauf vorbereitet und konnte mich nicht entsprechend wehren. Es fuhr mir ein, am eigenen Leib zu erleben, wie sich gewisse Leute enthemmt fühlen, übergriffige Sachen zu sagen, wenn andere Leute nicht den Geschlechternormen entsprechen.»

Alexander Robert Herren

studiert Indogermanistik im Master an der Uni Zürich und ist bisexuell.

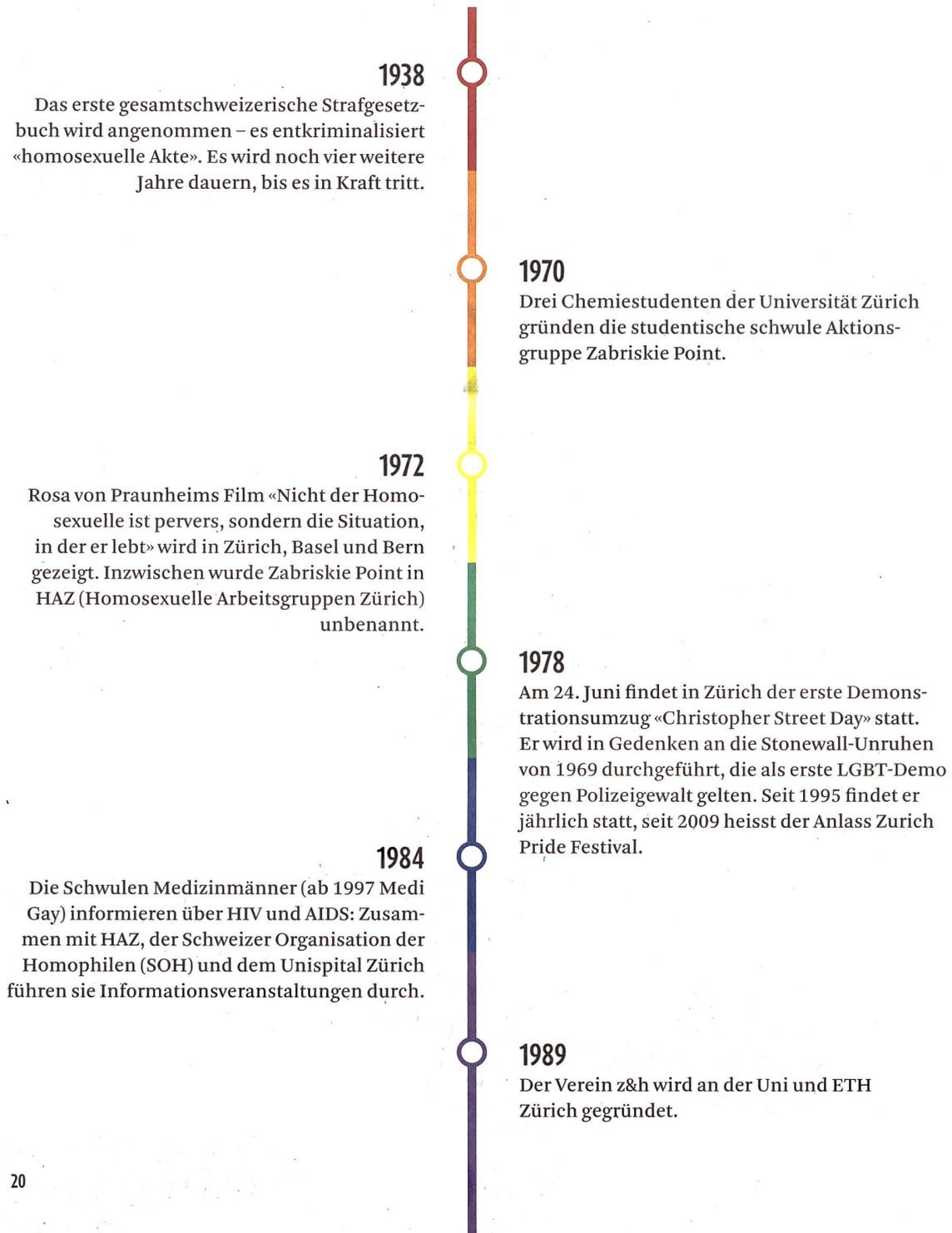
« Auch wenn wir an der Uni sind: Die Diskriminierungsstrukturen hier dringen nicht anders durch als in einem nicht-akademischen Umfeld. Sexismus, Transphobie und Homophobie bleiben präsent an den Hochschulen, hier gibt es immer noch viel Arbeit zu tun. Zum Beispiel muss der Diskriminierungsschutz ausgebaut werden. Auch die Diversity Policies müssen nicht nur unterschrieben, sondern konsequent umgesetzt werden. Die Unis dürfen sich nicht einfach «Diversity» auf die Fahne schreiben und Auszeichnungen dafür ergattern. Das bringt uns Betroffenen gar nichts! Wir müssen weg von der Toleranz und hin zur Akzeptanz aller queeren Menschen an der Uni.»



Entkriminalisiert, aber noch nicht entstigmatisiert

Schon lange kämpft die LGBTIQ*-Community um Anerkennung. An der Uni und ETH ist es nicht anders. Eine Chronologie.

Noemi Ehrat



2002

Die Universität Zürich bietet erstmals einen Masterstudiengang in Gender Studies an.

2004

Der Verein L-Punkt wird von lesbischen und bisexuellen Frauen an Uni und ETH gegründet.

2007

Gleichgeschlechtliche Paare können ihre Partnerschaft in der Schweiz eintragen lassen.

2013

Trans Menschen können die Anrede in ihrem Registereintrag der ETH ändern. Dafür ist aber eine Bestätigung einer psychologischen oder medizinischen Fachperson notwendig, die bestätigt, dass sich die Person in der Transitionsphase befindet.

2014

Das Institut of Queer Studies wird unter dem Patronat der Vereine Network und z&h gegründet. Das Institut versteht sich als ein Projekt zur Förderung und Bekanntmachung wissenschaftlicher Arbeiten und Erkenntnissen zu LGBTIQ*-Themen.

2019

Der explizit politische und feministische Verein queer*z wird an Uni und ETH gegründet.

2019

Die Universität und ETH treten dem Projekt «trans welcome» des Transgender Networks Switzerland bei. Das Projekt unterstützt trans Menschen an ihrem Arbeitsplatz. Zudem starten die Hochschulvereine z&h, queer*z und L-Punkt im Herbst gemeinsam eine Petition für all-gender und Familien-Toiletten an der Uni.

Weihnachtszauber im Museum

Das Landesmuseum beheimatet die Lichtinstallation Illuminarium.

Stephanie Caminada



In die magische Welt Narnia gelangt man durch die Türen eines alten Wandschranks, ins Illuminarium durch die nicht minder ehrwürdigen Eingangsbögen des Landesmuseums. Tritt man in den Innenhof des über 120 Jahre alten Gebäudes, erstrahlt zwar kein Winterwunderland – der Schnee fehlt dazu noch –, aber dafür ein Lichtpalast in allen erdenklichen Farben. Der karge Betonanbau des

Landesmuseums könnte für einmal auch diejenigen entzücken, denen er sonst ein Dorn im Auge ist. Projektoren beleuchten die grauen, fensterlosen Mauern. Die Lichtinstallation des Zürcher Künstlerkollektivs Projektil projiziert – mit Naturstrom – Sterne, kitschige Muster und ulkige Fabelwesen auf die Gebäudefasaden. In diesem anmutigen und prunkvollen Ambiente trifft man sich, um in

bitterer Kälte die Hände an einem Glühwein zu wärmen, den Magen mit Crêpes zu füllen – oder zum Instagrammen. Nur für Grinches ist das nichts: Der geschmückte Tannenbaum inmitten des Geschehens ist schon angeknipst. Noch bis am 30. Dezember kann man allabendlich in diesem Idyll schwelgen. Wie in Narnia vergeht hier die Zeit wie im Traum, während rundherum die Welt stehenbleibt. ◇



Die Theatergruppe findet das aktuelle Theaterangebot in Zürich «zu bourgeois».

Bild: © Olivia Fischer

Mit Theater gegen Kapitalismus

Das Schauspielkollektiv Buchmann & Horst bringt systemkritisches Theater nach Zürich.

Dominik Fischer

Seit dem Spätsommer ging alles rasend schnell. Im September wurde die Crowdfunding-Kampagne hochgeschaltet, im November noch das letzte Mitglied gecastet. Zwischen dem Erfüllen der Crowdfunding-Kampagne und der ersten Aufführung liegen bloss sechs Wochen. Diese

nutzt die junge Theatergruppe Buchmann & Horst nun intensiv zum Proben, bevor ihre Inszenierung am ersten und zweiten Dezember im Dynamo debütiert. Weitere Vorführungen in Zürich und im Theater 111 in St. Gallen werden folgen.

Grosse Visionen

Nachdem Buchmann & Horsts erste Produktion «Black Gold» noch ohne finanzielle Unterstützung und lediglich in Zusammenarbeit des Autors Kyle Greenwood und des Schauspielers Sérafin La Roche verwirklicht wurde, konnten sie nun mithilfe von Crowdfunding ihr Team erweitern und das Geld für Proben, Kostüme, zum Filmen und für Werbung einsetzen. Der aus Neuseeland stammende Autor und Regisseur Greenwood hat grosse Visionen für das Theaterkollektiv. Mit der neusten Produktion «As it is» will sich die Gruppe professionell etablieren. Und Greenwood verrät: «All unsere Produktionen sollen sich im gleichen Universum ereignen.» So haben sie den Namen Buchmann & Horst selbstironisch von der

fiktiven Firma übernommen, die in «Black Gold» eine zentrale Rolle spielte. Dort agierte diese als prototypisches, gieriges transnationales Unternehmen. Auch in «As it is» wird die Firma Buchmann & Horst ihren Auftritt haben, wenn es um die Ausuferungen des Kapitalismus geht. Schliesslich sei «der Kapitalismus das zentrale Problem unserer Zeit» und man müsse «dem Teufel einen Namen geben», betont Greenwood.

Politisch und anti-elitär

Die Gruppe will einen wertvollen Impuls für das englischsprachige Theater in Zürich setzen. Während in Zürich ein grosses Angebot an Inszenierungen in deutscher Sprache besteht, gibt es für all jene, die kein Deutsch sprechen, nur spärliche Angebote. Buchmann & Horst hingegen soll für alle zugänglich sein. «Das derzeitige Theater ist mir zu bourgeois und intellektuell», beklagt Regisseur Greenwood, schliesslich soll man «keine Ausbildung brauchen, um Theater zu verstehen». Ihr neues Werk «As it is» wird Gesellschaftskritik, Technologiekritik und Humor in Form eines «satirical sci-fi play» verbinden, in welchem die alltägliche Technologie versagt. Die Protagonist*innen sind daher gezwungen, sich wieder mit der Welt, «so wie sie ist», auseinanderzusetzen. Greenwood verrät: «Das Stück wird antikapitalistisch und postkolonial sein und viel dunklen Humor aufweisen.»

Optimistisch in die Zukunft

Das Theaterkollektiv ist dabei eng mit dem Englischen Seminar der Universität Zürich verbunden. So schliesst Greenwood derzeit sein Lehrdiplom an ebendiesem Seminar ab, während einige der Schauspielenden bereits Erfahrung bei den Blueprint Masquerades, der Theatergruppe des Englischen Seminars, gesammelt haben. «As it is» soll der jungen Gruppe zum Durchbruch verhelfen. Noch ist unklar, in welcher Konstellation Buchmann & Horst weiter bestehen wird. Doch bestehen keine Zweifel, dass in Zukunft noch einiges von diesem aufregenden Theaterkollektiv zu sehen sein wird. Gut möglich, dass sie sich als neue, originelle und einzigartige Gruppe in der Zürcher Theaterszene etablieren werden. ♦

«As It Is» wird am 1. und 2. Dezember um 20 Uhr im Dynamo aufgeführt.

Faszinierende Düsternis

Gleich drei isländische Filme sind bald in hiesigen Kinos zu sehen.
Was hat es mit dem Hype auf sich?

Noemi Ehrat



Bilder: © ZVG

Nicht nur Kerzen brennen an der isländischen Weihnacht lichterloh.

Seit dem Kultfilm «101 Reykjavík», der schonungslos das Reykjavíker Nachtleben zeigt, sind isländische Filme nicht mehr aus internationalen Kinos wegzudenken. In den kommenden Wintermonaten alleine stehen mit «A White, White Day», «The County» und «Echo» gleich drei

isländische Premieren an. Der Gang ins Kino lohnt sich allemal – denn obwohl die Filme einiges verbindet, könnten sie zugleich unterschiedlicher nicht sein.

Hlynur Pálmason's «A White, White Day» feierte Ende November in Zürcher Kinos Premiere, nachdem er bereits am

Zürich Film Festival (ZFF) gezeigt wurde. Von den drei Filmen bestätigt er am ehesten isländische Klischees: Er zeigt nebeldurchzogene Fjorde, halbverwilderte Pferde und dunkles Drama. Dabei dreht sich «A White, White Day» – der ebenso gut «A Dark, Dark Day» hätte heissen können

– um Ingimundur (Ingvar Sigurdsson), der seine Frau verloren hat und in einem abgeschiedenen Haus lebt. Einzig seine Enkeltochter kann ihm ein Lächeln entlocken. Was im weiteren Verlauf des Films passiert, erinnert an Hafsteinn Gunnar Sigurdssons «Under the Tree» von 2017, der es damals ebenfalls in die Auswahl des ZFF schaffte: Aufgestaute Emotionen kochen hoch und plötzlich befindet man sich inmitten einer blutrünstigen Saga.

Rhythmus durch Zeit

Ein zentrales Element von «A White, White Day» ist Zeit. «Kino geht für mich sehr um Rhythmus», sagte Pálmason im Gespräch mit Marta Bałaga. So startet der Film mit einer einzigen Kameraeinstellung, die ein Haus im Verlauf eines Jahres zeigt. «Das Haus zu beobachten, das Ingimundur baut, ist ein wesentlicher Teil des Prozesses, mit dem erlittenen Verlust umzugehen», so Pálmason. Zeit ist auch in Rúnar Rúnarssons Weihnachtsfilm «Echo» zentral, der ab dem 26. Dezember in Deutschschweizer Kinos gezeigt wird. Der Film entzieht sich anders als «A White, White Day» oder «The County» jeglicher Klassifikation, ist irgendwo zwischen Dokumentar- und Spielfilm angesiedelt. Eine Handlung existiert nicht, die Figuren kommen alle nur in je einer Szene vor. Die hohe Komplexität ist dabei die Stärke des Spielfilms. Dem nur 79-minütigen Film gelingt durch sein ungewöhnliches Konzept etwas, woran viele Filmemacher scheitern: nämlich die Grenzen zwischen Fakt und Fiktion, zwischen Kunst und Alltagswelt verschwinden zu lassen. «Echo» geht dadurch umso mehr unter die Haut.

Die 56 kurzen, voneinander unabhängigen Szenen, aus denen der Film besteht, erinnern an Rúnarssons Tätigkeit als Kurzfilmemacher. Seit 1995 sein erster Kurzfilm «Toilet Culture» erschien, sind zehn weitere dazugekommen. Für «The Last Farm» wurde Rúnarsson 2005 für einen Oscar nominiert. 2011 gewann sein erster Spielfilm «Volcano» gleich mehrere nationale und internationale Filmpreise, ebenso wie sein zweiter Spielfilm «Sparrows», der es ebenfalls in die Schweizer Kinos schaffte. Rúnarssons Werk ist eher tragischer Natur; immer wieder geht es um Einsamkeit und Tod, aber auch um das Erwachsenwerden. Diese Themen sind zumindest indirekt auch in «Echo» zu

finden: Gleich zu Beginn des Films wird der Leichnam eines Knaben für seine Bestattung vorbereitet, in einer anderen Szene tanzen Jugendliche zu Hip-Hop, während eine Frau ein Kind gebärt. Nur eine Handlung sucht man hier vergebens.

Realität statt Bibelgeschichte

«Häufig erwarten Kinogänger*innen eine Art Bibelgeschichte, bei der sich ein Charakter verändert», sagt Rúnarsson. Mit dieser Erwartung wollte er in «Echo» brechen. «Protagonistin des Films ist die Gesellschaft», erklärt er. So sei der Film auch zu seinem Namen gekommen: Die

«Wir machen das, was uns gefällt.»

Rúnar Rúnarsson, Regisseur von «Echo»

Situationen als Fragmente des Lebens – ein Echo der Realität. «Mein Ziel ist es, das Publikum vergessen zu lassen, dass sie etwas Künstliches schauen.» Um dies zu erreichen, hat Rúnarsson jede Szene in nur einer Einstellung mit einer Standkamera gefilmt. Dadurch wird das Zeitkontinuum nur unterbrochen, wenn von einer Szene zur nächsten geschnitten wird.

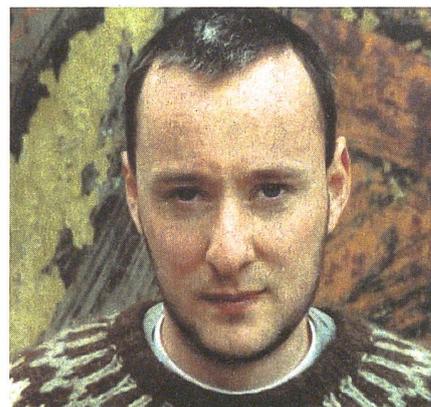
Trotzdem ist es relativ einfach, in die Szenen einzutauchen und die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr mit den verschiedenen Figuren mitzuerleben. «Dies ist eine emotionale Zeit für alle, sie bringt das Beste und das Schlimmste in Leuten hervor», erklärt Rúnarsson die Wahl der Zeitspanne. Die Feiertage selbst seien wie ein klassischer Erzählbogen: «Es ist eine Zeit des Nachdenkens und gleichzeitig der Beginn eines neuen Kapitels.»

Nicht auf Island beschränkt

Obwohl alle drei Filme eng in die isländische Gesellschaft eingebettet sind, sollen ihre Inhalte über den Inselstaat hinausgehen. «Im Kern sind diese Themen universell», findet Rúnarsson. Logischerweise seien Nuancen der Gesellschaft enthalten, in der die Filme spielen würden. «Echo» biete ein Fenster in die isländische Kultur. «Der Film wirkt aber auch als zeitgenössischer Spiegel, der nicht nur auf Island beschränkt ist.» Die im Film vorkommenden omnipräsenten

Handys und Kameras seien ein globales Phänomen. Rúnarsson selbst nervt sich über die Tourist*innen, die etwa vor der Kirche Hallgrímskirkja posieren, um Selfies zu schiessen. Doch der Boom des isländischen Kinos hat mit Island als Trend-Reisedestination zu tun. «Die Leute interessieren sich für Island», erklärt Cyril Thurston, Chef von Xenix Film. Xenix vertreibt viele der isländischen Filme in der Schweiz, so auch «A White, White Day», «The County» und «Echo».

«101 Reykjavík» habe den Beginn einer neuen Ära des isländischen Films markiert, sagt Thurston. «Wir konnten damals beinahe 70'000 Eintritte verzeichnen.» Seit da wussten isländische Filme immer wieder zu begeistern. Dass nun gleich drei isländische Filme in kurzer Zeit in die Schweizer Kinos kämen, sei aber programmatisch bedingt. Nach «A White, White Day» und «Echo» wird mit «The County» ein weiterer isländischer Streifen starten. Darin geht es um eine Bäuerin, die den Kampf mit der isländischen Milch-Lobby aufnimmt. Wem also Benedikt Erlingssons «Gegen den Strom» gefallen hat, darf sich Grímur Hákonarsons neuester Film nicht entgehen lassen. Indes zeigt sich Rúnarsson vom Island-Hype wenig überrascht. «Bevor isländische Filme in Arthouse-Kinos angesagt waren, waren es rumänische oder griechische.» Zurzeit würden einfach gute isländische Filme gemacht. Der isländische Markt sei zu klein, um vom Filmemachen leben zu können. «Wir machen das, was uns gefällt.» ♦



Zur Person

Rúnar Rúnarsson ist ein isländischer Regisseur.

Verlosung

Die ZS verlost je 2x2 Tickets für die Filme «A White, White Day» und «Echo». Die Teilnahme ist per E-Mail möglich: redaktion@medienverein.ch

Countdown — Wenn du erscheinst, weiss ich, dass es wichtig wird. Daran lässt du keine Zweifel. Du beginnst mit einem Countdown. Im Hintergrund erklingt epische Musik. Du zeigst mir die Umrisse ferner Länder, in denen die grössten Städte eingezeichnet sind. Feine Linien verbinden sie. Diese leuchten blau oder rot. Doch du lässt mir keine Zeit. Es ist dringend, wir müssen weiter. Du schwenkst von deinem Heimatland über den ganzen Kontinent. Die Linien zwischen den Städten werden dicker, leuchtender. Und dann zeigst du mir die Erde aus dem Weltall. Erst jetzt sehe ich das ganze Ausmass: Der Erdball wird von einem riesigen Netz aus Linien umhüllt. Sie alle münden in deiner Heimatstadt.

Das bist du – oder auch nicht. Denn du bist vielseitig und kannst auch auf dem Boden bleiben. Dann zeigst du mir Bilder aus aller Welt: Menschen, die jubeln, die protestieren, die kämpfen. Und überall sind Kameras. Mittendrin stehen Reporter*innen mit ernster Miene, in schusssicheren Westen. Aufregend ist das.

Es gibt dich erst seit einigen Jahrzehnten. Obwohl du heute in unzähligen Ausführungen daherkommst, ist deine Zukunft ungewiss. Du bist bedroht. Für viele Menschen warst du lange Zeit ein fester Bestandteil ihres Abends. Doch das Interesse an dem, was du ankündigst, schwindet. Fernsehnachrichten werden heute weniger angeschaut als noch vor ein paar Jahren. Dadurch sehen auch immer weniger Leute dir zu, geliebtes News-Intro.



Robin Bisping

Wir vergöttern, was wir lieben, und loben es in den Himmel.



Fragwürdige Ausstellung

Museum — Ausgerechnet in Katar findet die Fussball-WM 2022 statt. Katar in der Wüste, das erst eine geeignete Infrastruktur aus dem Nichts entstehen lassen muss und dafür geschätzte 220 Milliarden Dollar zahlen wird. Es ist die erste Weltmeisterschaft, die von der arabischen Welt beherbergt wird. Die Gründe für die Bewerbung als Austragungsort sind machtpolitischer Art.

Doch für die arabische Welt hat Fussball eine besondere Bedeutung. Die Ausstellung «Foot et Monde Arabe» im Fifa-Museum zeigt derzeit, wie der Fussball im arabischen Raum mit den sozialen und kulturellen Themen verwebt ist. Das sind Themen, die die Länder bis über ihre Grenzen hinaus beschäftigen.

«Foot et Monde Arabe» zeigt Ausschnitte historischer Ereignisse von den Anfängen des Fussballs im arabischen Raum in den 1880er-Jahren bis heute. Die arabischen Fussballclubs widerspiegeln dabei das öffentliche Leben. Ihre Geschichten handeln von der Rolle des Fussballs bei der Bildung von nationalen Identitäten, von politischen Revolutionen und dem Zusammenwirken von Kulturen und Glaubensrichtungen.

Die Ausstellung zeigt: Fussball kann Veränderungen bewirken. In den Unabhängigkeitskämpfen Algeriens und Palästinas verdeutlicht der Fussball den Wunsch nach Freiheit. Fussballerinnen kämpfen gegen Stereotypen und für Gleichberechtigung. Auf den Strassen treffen sich Kinder und finden Zusammenhalt durch das Ballspiel. Durch ihre Leidenschaft werden Fussballplätze zu Orten von Träumen.

Dass die Ausstellung im Fifa-Museum gezeigt wird, hinterlässt einen fahlen Beigeschmack. Spieler, Austragungsorte und Medienrechte werden im Verband wie Waren gehandelt. Fifa-Präsident Gianni Infantino wird Kolonialismus vorgeworfen, weil er den afrikanischen Fussballverband unter dem Deckmantel der Entwicklungshilfe überwachen lässt. Und obwohl die meisten Staaten nun Teil der Fifa sind, sind sie noch längst nicht als gleichwertige Mitglieder anerkannt.

Die WM 2022 sei ein «Vorbote einer strahlenden Zukunft des Fussballs» im arabischen Raum. Man kann nur hoffen, dass dies auch für die Menschen in der Region gilt.

[stc]

Die Ausstellung «Foot et Monde Arabe» ist noch bis am 5. Januar im Fifa-Museum Zürich zu sehen.



Kino für Kenner*innen

Film — Zürich ist kein schlechtes Pflaster für Cineast*innen. Kinos wie das Riffraff, das städtisch betriebene Filmpodium oder die Filmstelle der Uni und ETH zeigen Filme abseits des Mainstreams, so auch längst vergessene Meisterwerke. Doch auch an der ZHdK wird Filmkultur gelebt: Im Toni-Areal gibt es ein hauseigenes Kino mit verschiedenen Veranstaltungsreihen. Eine davon organisiert der Klub Kuleshov, welcher Kino als das versteht, was es ursprünglich einmal war: Ein Ort des kollektiven Filmlebens.

Der eigentümliche Name klingt geheimnisvoll. «Kuleshov war ein Filmemacher in der Sowjetunion. Er ist in der Filmwissenschaft für den nach ihm benannten Kuleshov-Effekt bekannt», verrät Urs Berlinger. Berlinger studiert Film an der ZHdK und ist seit einem Jahr für das Programm beim Klub Kuleshov zuständig. Das Kino Toni ist bislang hauptsächlich ein Kino von Studierenden für Studierende. Die ZHdK hat eine Schirmlizenz für eine Auswahl von Filmen. «Die Lizenz für öffentliche Vorführungen können wir uns aber nur für eine Handvoll Vorführungen leisten», sagt Berlinger.

Berlinger versteht den Klub Kuleshov als «kuratiertes Kino». Kinobesuchende kommen nicht wegen eines bestimmten Filmes, sondern lassen sich auf die Auswahl des Klubs ein. «Jeder kennt es: Man ist auf Netflix und verbringt eine halbe Ewigkeit nach der Suche eines passenden Filmes, nur um dann schlussendlich doch nichts zu schauen. Viele mögen es, wenn jemand für sie die Auswahl trifft. Ich glaube, das ist der Grund, warum Studierende an unsere Veranstaltungen kommen.»

Ab und zu werden auch Werke von ZHdK-Studierenden gezeigt. Einmal pro Semester gibt es eine öffentliche Veranstaltung unter dem Label «Filmsnacks». Berlinger erzählt: «Wir machen hier an der ZHdK hauptsächlich Kurzfilme. Und diesen wollen wir eine Plattform bieten.» In der Schweizer Filmszene blieben interessante Filme häufig gänzlich unbekannt, da die finanziellen Mittel fehlten. Berlinger ist dennoch optimistisch für die Zukunft des Schweizer Films: «Es gibt viele junge, kreative Regisseur*innen, die sich von den Stereotypen des Schweizer Kinos loslösen.»

Schätze aus dem Filmarchiv

Festival — Vom 5. bis 8. Dezember findet im Kunstraum Walcheturm der «Marathon des Zelluloids» statt, das 10. IOIC Stummfilmfestival mit Live-Vertonungen. Das Institute of Incoherent Cinematography (IOIC), gegründet 2011, hat für den zehnten Anlauf ein schillerndes Programm zusammengestellt. Es lässt das breite Spektrum erahnen, das es unter dem Stichwort «Stummfilm» zu entdecken gibt: Liebenswürdig raffinierte Experimente mit den Möglichkeiten des Mediums wie James Stuart Blacktons «The Enchanted Drawing» aus dem Jahr 1900 stehen neben Klassikern wie «Berlin. Symphonie einer Grossstadt» und «Man with a Movie Camera». Ebenso finden sich surrealistische und dadaistische Kunstwerke von Luis Buñuel, Germaine Dulac und Hans Richter. Mit einigen Kurzfilmen der Avantgardistin Maya Deren aus den 1940ern sind auch Werke aus der Zeit nach der eigentlichen Stummfilmära vertreten. Dazu kommen ein liebevoll kuratiertes Kinderprogramm und eine Sideshow, in deren Rahmen sich die äthiopische Band Ethicolor mit den Filmen über Walter Mittelholzers Afrikareisen auseinandersetzt. Gleichermaßen vielfältig fällt die musikalische Begleitung aus: Von Flöte und Saxophon bis zur wummernden Elektronik ist alles vertreten.

Filmvorführungen mit Live-Musik zu untermalen, ist keine neue Idee, sondern wurde bereits in der Blütezeit des Stummfilms praktiziert. Aus der modernen Linse betrachtet wird daraus eine aufregende Hybridform aus Konzert- und Filmerebnis. Wer wollte, konnte sich etwa am 12. November schon einen Vorgesmack holen: In der Filmstelle wurde Fritz Langs im Jahr 1927 erschienenen monumentales Werk «Metropolis» gezeigt. Wer vermutet hätte, dass für ein Format wie dasjenige des IOIC nur ein überschaubares nerdiges Publikum existiert, wurde eines Besseren belehrt: Schon lange vor Filmbeginn war der Vorführungsraum restlos voll. Mit beeindruckender

Genauigkeit schmiegte sich die Vertonung von Iokoi & Bit-Tuner an Langs expressionistische Bildsprache. Mal wabernd und sphärisch, mal stampfend, klaustrophobisch und drückend produzierten sie Musik, die so vielschichtig ist wie die titelgebende Stadt mit ihren Türmen, Gärten, Fabriken und Katakomben.

Verschmaufen können die beiden Veranstalter nach dem Marathon kaum, denn bald folgt ein Buster-Keaton-Festival. Keaton ist eine der grossen Gestalten der Stummfilmkomödie. Über die todesmutige Akrobatik seiner Stunts, die Exaktheit seines komödiantischen Timings und die Faszination seines ausdruckslosen Gesichts ist so viel geschrieben und geredet worden, dass es immer wieder erstaunt, wie frisch und unverbraucht seine Filme noch heute wirken. Wer sich Keatons gleichzeitig überschäumenden und lakonisch trockenen Humor zu Gemüte führen will, muss sich vom 26. bis zum 29. Dezember im Filmpodium einfinden.

Dass man sich solche Filme auf der grossen Leinwand anschauen kann, ist in vielerlei Hinsicht ein Glücksfall; «Metropolis» beispielsweise hat, wie viele Filme aus seiner Zeit, eine abenteuerliche Überlieferungsgeschichte, wie man sie sonst wohl eher von mittelalterlichen Handschriften kennt: Der Film wurde kurz nach Veröffentlichung rabiat gekürzt und umgestellt. Ganze Szenen waren verschollen, bis 2010 auf Basis einer in Buenos Aires entdeckten Version eine fast vollständige Fassung des Films vorgelegt werden konnte. Das Ausmass an restauratorischer Arbeit hinter dem Film, den wir heute anschauen können, ist schwer vorstellbar. Umso kostbarer sind Liebhaberprojekte wie das IOIC, die sich der Vergegenwärtigung solcher Kunstwerke widmen.

[man]

Das Programm der zehnten Ausgabe des IOIC vom 5. bis 8. Dezember ist unter www.ioic.ch zu finden.

[sap]

Alle öffentlichen Vorstellungen des Klub Kuleshov sind auf der Website der ZHdK angekündigt.



So ruhig geht es an einem Reading Rave zu und her.

Rave ohne Drogen

Silent Reading Raves sind moderne Versionen von Buchclubs – sie wollen Lesen wieder populärer machen.

Yves Péryllard (Text und Bild)

Sich draussen oder in einem Café zu treffen und in dieser Umgebung still für sich zu lesen, ist in den USA schon länger zu einer Veranstaltung mit grosser Anhängerschaft avanciert. Die Idee hat nun ein Zürcher übernommen. Fabian Weingartner organisiert seit diesem Sommer im

Monatstakt kleine Leserunden. Jede*r ist dazu eingeladen, mitzulesen. Nutzte er den Stadtsommer noch dafür, die Silent Reading Raves in Parks durchzuführen, muss er nun – da die Tage kürzer werden und die Temperaturen sinken – auf andere Standorte umsatteln. Fündig wurde er im Seebähnli in Wiedikon, das seinen Veranstaltungsraum zur Verfügung stellt. «Gratis», wie Fabian bekräftigt, dem Café habe er einzig den Konsum der Besuchenden versprochen.

Mehr als ein Buchclub

Reading Raves funktionieren nicht wie klassische Buchclubs. Es wird vielmehr Wert auf individuelles Lesen gelegt. Die Teilnehmenden bringen ein Buch oder eine Zeitung ihrer Wahl mit und lesen still für sich. Es herrscht eine angenehme Ruhe, während die Anwesenden die Nasen in ihre Bücher stecken oder Neuankommlinge mit einem Lächeln begrüssen. So hat der Reading Rave etwas Meditativ-Erholsames. Als Fabian das Ende des Raves verkündet,

muss man sich, leicht träge von der beruhigenden Stille, erst wieder an den anbrechenden Lärm gewöhnen. Anschliessend setzen sich einige der Gäste zusammen und kommen bei einem Bier ins Gespräch.

Bücher gegen Netflix

Mit der Organisation der Silent Reading Raves hat Fabian begonnen, nachdem er von denjenigen in den USA erfahren hat. Obwohl er ein leidenschaftlicher Leser sei, habe der ehemalige Englischstudent, wie so viele andere, während des Studiums die Zeit und vor allem auch den Spass am Lesen verloren. Eine Entwicklung, die er bei vielen Bekannten beobachtet habe. Wenn Fabian von dieser allgemeinen Lesemüdigkeit spricht, verweist er auch auf Netflix und andere Streamingdienste. Ebendiese laufen dem Lesen als altem Hut der Unterhaltungsindustrie den Rang ab. «Wenn du abends zuhause im Bett liegst und Serien streamen kannst, machst du das auch.» Mit den Reading Raves will er einen stärkeren Anreiz zum Lesen setzen. Seine Vermutung: Sich im Terminkalender zwei Stunden zu reservieren, erlaubt es Menschen, die ansonsten keine Zeit haben oder ob der überbordenden Unterhaltungsmöglichkeiten zu abgelenkt sind, wieder einmal in einem Buch voranzukommen. Auch wenn dabei eine gewisse Spontaneität verloren geht.

Noch Wachstumspotential

Wie die meisten Besuchenden schätzt Fabian die intimere Atmosphäre des Cafés im Vergleich zu den ersten Ausgaben im Freien. Aber die Suche nach geeigneten Veranstaltungsorten sei nicht ganz einfach. Geplant ist in Zukunft auch Extravaganteres, zum Beispiel ein Reading Rave in einer Fabrikhalle. Ansonsten ist Fabian zufrieden mit seinen Reading Raves, zu denen er positive Rückmeldungen erhalte. Meistens kämen etwa 10–15 Leute, von denen viele immer dabei seien. Fabian weiss, dass das noch keine immense Zahl ist, und gesteht auch, dass die meisten Besuchenden aus seinem Freundeskreis stammen. «Aber nicht ausschliesslich. Dieses Mal hat sich zum Beispiel spontan eine Frau mit ihrem Kind zu den Lesenden gesetzt.» Und: «Das ganze braucht Zeit, um zu wachsen.» Zu wünschen wäre eine langfristige Etablierung des Formats allemal. ♦



Greti Caprez-Roffler war die erste vollamtliche Gemeindepfarrerin der Schweiz.

Bild: © zlv

Feminismus in Gottes Namen

Greti Caprez war Pfarrerin, bevor es erlaubt war. Ihre Biografie zeigt auch dunkle Seiten.

Xenia Schmid

Würde das Buch «Die illegale Pfarrerin» als Biopic verfilmt werden, dann würden sich wahrscheinlich die ersten 200 Seiten der Biographie am besten dazu eignen. Sie haben alles, was man sich für einen Film nur wünschen kann, der zwar spannend und seriös sein, einen letztlich aber mit gutem Gefühl zurücklassen soll. Das

Buch enthält mächtige, böse Männer, aber auch sture Bäuer*innen, die sich ihnen entgegenstellen. Und vor allem: eine unerschrockene Heldin, die letztlich triumphiert.

Vom Volk abgelehnt

Im September 1931 haben im Prättigauer Bergdorf Furna 18 Männer eine Frau zu ihrem kirchlichen Oberhaupt gewählt: Greti Caprez-Roffler war 25-jährig, als sie damit zur ersten vollamtlichen Gemeindepfarrerin in der Geschichte der Schweiz wurde. Auf diesem Posten blieb sie während drei Jahren entgegen dem erbitterten Widerstand des Bündner Kirchenrates. Im Bergkanton waren Frauen damals zum Pfarramt eigentlich gar nicht zugelassen.

Während Caprez-Roffler hoch über dem Prättigau schon als Frau Pfarrerin waltete, liess der Kirchenrat doch noch über ihre Zulassung abstimmen. Das Volk lehnte sie ab. Caprez-Rofflers «illegale» Situation hätte allerdings auch eine Annahme nicht verändert: Die Vorlage

sprach nur von ledigen Theologinnen. Caprez-Roffler war da schon verheiratet und Mutter. Das Schlussexamen an der Uni Zürich hatte sie im sechsten Monat schwanger abgelegt.

Das Bild bröckelt

Es wäre für Christina Caprez, Autorin und Enkelin der unerschrockenen Heldin, wohl ein Leichtes gewesen, diese fantastische Geschichte zu erzählen und den ganzen Rest in einer Art Epilog in als Schnellwäsche abzuhandeln.

Aber das tut Caprez nicht. Als Caprez-Roffler als Pfarrerin von Furna wieder abtritt, findet man sich gerade einmal auf Seite 242 von fast 400. Caprez erzählt das Leben ihrer Grossmutter zu Ende und lässt damit zu, dass das schöne Bild bröckelt. In jungen Jahren offenbar Feministin durch und durch, finden sich in späteren Jahren Texte von Caprez-Roffler, die einen aus heutiger feministischer Sicht nicht jubeln lassen. Die Autorin befragt eine Vielzahl von Zeitzeug*innen – vom ehemaligen Sonntagsschüler bis zu entfernten Verwandten – und lässt somit auch jenen Raum, die Caprez-Roffler und ihre Familie kritisch beleuchten.

Zu viel Zeit, zu viele Details

So berichtet etwa die ehemalige Angestellte, vom Vater Roffler sexuell belästigt und später im Dienst von Greti Caprez-Roffler von ihr entmutigt worden zu sein, als sie eine Ausbildung hätte machen wollen. Ebenso kommt ihre Tochter Margreth zu Wort, die ein offenkundig zwiespältiges Verhältnis zur Mutter hat.

Schon bevor es zum Kampf ums Pfarramt geht, lässt sich das Buch viel Zeit. An gewissen Stellen zu viel: Exkurse über die Bedeutung von Frauenfreundschaften in jener Zeit oder auch ein detaillierter Bericht über die Geburt des ersten Sohnes sind zwar interessant, aber für den Spannungsbogen des Buches nicht gerade eine Wohltat.

Kein Feelgood-Biopic

So recht lesen mag man auch den Teil nach Caprez-Rofflers Zeit als Pfarrerin nicht, hat sie sich als Heldin doch so gut gemacht. Aber dieser Abschnitt des Buches ermöglicht dafür, dass «Die illegale Pfarrerin» kein Feelgood-Biopic bleibt, sondern das Porträt einer vielschichtigen und widersprüchlichen Frau zeichnet. ♦

«Wir sind wie du»

Menschen mit Beeinträchtigung haben mit der Band Baba Shrimps einen Song geschrieben. Damit möchten sie ihre Sicht der Welt teilen.

Stephanie Caminada

«In dieser Welt gibt es eine Mauer innerhalb der Gesellschaft», sagt Sara. Sie arbeitet bei Pigna, einer Stiftung, die Wohnraum und Arbeitsplätze für Menschen mit Beeinträchtigung schafft. Auf der einen Seite stünden diejenigen, die als «normal» bezeichnet würden, auf der anderen diejenigen, die als «behindert» betitelt würden. Doch es gebe keine solche Unterscheidung. «Die Aussage «Alle Behinderten sind normal» empfinde ich als Beleidigung», sagt Sara. Sie wünscht sich, dass diese Mauer durchbrochen wird, dass sich Menschen gleich und mit Respekt behandeln.

«Wir sind alle nur Menschen»

Projektteilnehmer Yannik

Ihre Sicht der Welt hat Sara mit anderen Teilnehmenden aus der Pigna und mit der Zürcher Band Baba Shrimps zu einem Song verarbeitet. Das Projekt «Same as you» will herausfinden, was aus diesem Zusammenspiel entstehen kann. Es will aber auch einen Einblick in das Leben dieser Menschen ermöglichen. «Jeder Mensch hat zwar andere Voraussetzungen, aber wir haben dieselben Bedürfnisse, dieselben Gefühle und Sehnsüchte», sagt Adrian von Baba Shrimps. «Wir möchten deshalb die Geschichte von den Menschen aus der Pigna erzählen.»

Individuell und trotzdem gleich

Auch Yannik arbeitet in der Pigna und nimmt am Projekt teil. «Menschen sind

grundsätzlich verschieden, wir sind alles Individuen», sagt er. «Genau deshalb sind wir aber eben auch alle gleich, wir sind alles nur Menschen.» Darum gehe es im Lied «Same as you». Mitte November ist dieses nun veröffentlicht worden.

Gefühle und Klänge

Am Pigna-Sommerfest 2018 hatten Baba Shrimps ein Konzert gegeben. Sie waren begeistert über die spontane musikalische Mitwirkung und die Ausgelassenheit, die ihnen dort entgegenkam. Daraufhin beschlossen sie, die beiden Welten auf einer musikalischen Ebene aufeinandertreffen zu lassen. Über Monate haben sie in mehreren Etappen mit Klängen und Instrumenten experimentiert, haben musikalische Elemente im Studio oder bei der Pigna aufgenommen, Gefühle und Ideen gesammelt und diese in den gemeinsamen Song «Same as you» einfließen lassen.

Das Beste daraus machen

«Viele Ideen für den Song entstanden aus dem Moment heraus und weniger aus dem Kopf», sagt Adrian. Die Teilnehmenden seien spontaner und offener und würden noch intuitiver an die Musik herangehen, als die Bandmitglieder dies an ihren eigenen Proben jeweils täten.

An den Workshops hätten sie viel geredet, erzählt Yannik. Was sie der Welt mitteilen wollten, wie sie sich fühlten, wie sie mit ihrer Beeinträchtigung umgingen und wie sie diese wahrnehmen. Dadurch hätte sich eine Solidarität und Freundschaft unter den Teilnehmenden entwickelt. «Es war schön zu sehen, wie diese Menschen, die teilweise kämpfen müssen, mit ihrem Schicksal gar nicht so hadern», sagt Adrian. Sie hätten eine



Gemeinsam im Studio den Song «Same as you» aufzunehmen, bereitete allen Freude (Bild: Grizzly GmbH / Pigna).

Gabe, die Umstände, wie sie sind, zu akzeptieren und diese nicht die ganze Zeit zu hinterfragen. «Sie machen das Beste aus dem Leben und jedem Moment – das ist etwas, was man ihnen gerne abschauen möchte.»

Musik berührt die Seele

Anfängliche Berührungsängste waren nach ein paar Proben schnell überwunden; in der Gesellschaft sind solche weniger einfach zu beseitigen. «Schluss mit Diskriminierung und Vorurteilen», fordert Sara. Sie sei schon oft anders behandelt worden, weil die Leute denken würden, sie sei «nicht normal». Es habe Situationen gegeben, in denen man sie ausgelacht hätte wegen ihres Aussehens, ihres Verhaltens oder ihres Handicaps. Es sei ihr Wunsch gewesen, ihre Gefühle in den Song «Same as you» einfließen zu lassen. Sie empfinde dies auch als Erleichterung, mitteilen zu können, was sie schon immer über ihre Behinderung sagen wollte.

«Der Song widerspiegelt unsere eigene Sichtweise auf die Welt, diese möchten wir gerne anderen Menschen vermitteln», sagt Yannik. «Die Musik hat dabei eine gewisse

Unmittelbarkeit», sagt Adrian. «Sie kann Menschen ansprechen, die mit einem Thema nicht vertraut oder darauf sensibilisiert sind, aber über den Song oder das Projekt darauf aufmerksam werden.» Sara ergänzt: «Die Musik hat die Kraft, eine Sichtweise zu verändern.» Das Spezielle an der Musik sei eben, dass sie direkt ins Innere, in die Seele gehe, sagt Yannik. Er erzählt von seinem Unfall und wie er für einige Zeit im Wachkoma lag. Die Musik habe ihm damals sehr geholfen.

«Es wird bombastisch»

Der Song habe bereits jetzt eine schöne Resonanz gezeigt, sagt Adrian. Den Abschluss des Projektes krönt aber das Konzert am 20. Dezember im Plaza. Das Projekt stiess auf so grosses Interesse, dass es gar die Location wechseln musste. Yannik meint: «Es wird bombastisch!» ♦

Verlosung

Die ZS verlost 2x2 Tickets für das Konzert von Baba Shrimps und Pigna. Die Teilnahme ist per E-Mail möglich: redaktion@medienverein.ch

19. Februar 2020 8.30-16.30
Lichthof Zentrum UZH

Vol. 3

ACTIVITY FAIR

**Impulse für
das «Neben»
dem Studium!**



**IMPULS
FABRIK** Zentrum für
studentisches
Engagement

Verband der Studierenden
der Universität Zürich

VSUZH